



Bruno Weber

**Zu Gottfried Keller
auf den alten grünen Pfaden
der Erinnerung**

Herausgegeben von der Gottfried Keller-Gesellschaft und der Zunft Hottingen

weithin sichtbare Ehrensäule

Gottfried Keller, geboren in Zürich am 19. Juli 1819, gestorben ebenda am 15. Juli 1890, Schriftsteller von höchstem literarischen Rang, Meister des poetischen Realismus und zugleich ein Wegbereiter der Moderne, war stets als einer der hervorragendsten Autoren des 19. Jahrhunderts anerkannt. Der schweizerische Bundesrat bescheinigte ihm 1889, er habe *unserer einheimischen Literatur vor den Augen des Auslandes eine weithin sichtbare Ehrensäule errichtet*. Vier Gedenktafeln in Zürich, vier weitere in München und Berlin, Mondsee und Wien zeugen davon. Seit 1922 ist der Gottfried Keller-Preis der angesehenste Literaturpreis der Schweiz.

Seine Werke wurden partikular in 33 Sprachen übersetzt, zuerst französisch, italienisch, dänisch, englisch, niederländisch und schwedisch, nach seinem Tod norwegisch, tschechisch, ungarisch, finnisch, japanisch, neuhebräisch, rätoromanisch, russisch, slowenisch, polnisch, serbokroatisch, spanisch, estnisch, afrikaans, katalanisch, slowakisch, lettisch, rumänisch, portugiesisch, türkisch, walisisch, chinesisches, litauisch, bulgarisch, isländisch, ukrainisch und in Esperanto.

Das Titelbild zeigt Gottfried Keller fünfundsechzigjährig im Profilporträt lebensgross, Oval im Hochrelief 80 x 67 cm, modelliert im Herbst 1884 auf Anregung von Dr. iur. Heinrich Pfenninger (1846-1896), Privatdozent in Zürich, von Conrad Bühner (1852-1937) bei mehreren Sitzungen in Aussersihl. Das Exemplar der Zentralbibliothek Zürich, GKN 367, einer der vier bekannten Gipsabgüsse, wurde um 1900 vermutlich von Urs Eggenschwyler (1849-1923) dunkel patiniert. Ein um 1970 angefertigter Bronzeguss befindet sich im Schulhaus Hof in Glattfelden.

Der Titel zitiert vom letzten Satz des Romans *Der grüne Heinrich* in der *Neuen Ausgabe* (1880): um noch einmal die alten grünen Pfade der Erinnerung zu wandeln. Damit ersetzte der Autor auf dem Korrekturbogen zum Druckmanuskript, unmittelbar vor der Drucklegung, seine ursprüngliche Begründung: um zu prüfen, wie alt ich geworden sei (HKKA 20 S. 39-40, 451-462). So knüpfte er an den Romanbeginn, wo auf dem Kirchhof des Heimatdorfs das grünste Gras wächst: und die Rosen nebst dem Jasmin wuchern in göttlicher Unordnung und Ueberfülle, dass der Totengräber aus genauer Kenntnis der Grenzen in diesem Wirrsal durch den Blumenwald pfaden muss (HKKA 1 S. 12).

Die Zunft Hottingen legt, alternierend mit der Zunft zur Schmiden, seit 1931 jedes zweite Jahr am Sechseläutenmontag einen Kranz vor Kellers Grabmal (dazu Seite 5). Die Schleife trägt aus dem *Fähnlein der sieben Aufrechten* jener Vaterlandsfreunde, die seit 1926 im Umzug biedermeierlich gewandelt einerschreiten, ihren Wahlspruch *Freundschaft in der Freiheit* (Bild vom 12. Mai 1999). «Euse Göpf» wurde allerdings trotz der Ode *An das Vaterland* nicht zum Gipfel befördert. Man kennt einen Heimstock, das Escherhorn, Scheuchzerhorn, Studerhorn, die Dufourspitze, den Hugisattel, die Ludwigshöhe, jedoch kein Kellerhörnli. Denn er war nicht Wissenschaftler und kein Bergsteiger, Poet nur, durch seine Menschlichkeit zu höchstem Ruhm gelangt. So hat sich die Astronomie seiner bemächtigt. Der 1994 entdeckte Asteroid 11588 auf einer Umlaufbahn jenseits des Mars ist von der International Astronomical Union im Jahr 2000 *Gottfriedkeller* benannt worden, ein Denkmal des Dichters im Weltraum (Bild in Weber 2002 S. 24).



Kellers Grabmal in Zürich (1901).

Zürich und Gottfried Keller

Gottfried Keller brachte wie die Reformatoren Ulrich Zwingli und Heinrich Bullinger, der Naturforscher Johann Jacob Scheuchzer (ein Urururgrossonkel), der Dichtermaler Salomon Gessner zürcherische Eigenschaften zur Geltung, nüchternen Tiefblick und scharfsinnige Redlichkeit. Er offenbarte zudem eine strömende, erfindereich mäandrierende Phantasie. Sein Werk ist ohne Zürich nicht denkbar. Die Stadtbibliothek erinnerte 1899-1915 durch das Keller-Stübchen an den Dichter, was die Zentralbibliothek 1923-1968 in ihrem Gebäude und 1941-1957 in dessen Arbeitszimmer am Zeltweg (1933 vom Lesezirkel Hottingen museal eingerichtet) fortsetzte. Die Ausstellungen im Rathaus (1983-1992) und in der Schweizerischen Kreditanstalt SKA (heute Credit Suisse) am Werdmühleplatz (1995-2005) waren von der Zentralbibliothek bestückt. Durch Kisslings Porträtbüste erscheint er hier seit 1995, wie im Rathaus schon seit 1892, öffentlich präsent. Er gehörte von 1956 bis 1980 zu den Repräsentanten der Geistesgeschichte, welche die Schweizerische Nationalbank auf Banknoten würdigt. Im gelehrten Limmatathen bleibt Gottfried Keller bis heute lebendig, der Autor eines *Grünen Heinrich*, von *Seldwyler* wie von *Zürchernovellen*, eines labyrinthischen *Sinngedichts* wie des heillosen *Salanderismus* (so zu Josef Viktor Widmann, 25. August 1886), ein Dichter, der *von allem Modernen himmelweit verschieden ist und doch wieder überall an das Modernste erinnert*, wie schon Paul Heyse 1871 feststellte (*Deutscher Novellenkranz*, 3. Band S. 235). So kann seine Bedeutung für das Kulturerbe der Stadt, die uns als Metropole der Schweiz vor Augen steht, kaum überschätzt werden.

Bruno Weber

Ist es nicht überraschend, dass die Gottfried Keller-Gesellschaft erst 1931 gegründet wurde? Schliesslich ist Keller doch schon 1890 gestorben. Diese Spanne von rund 40 Jahren belebte der Lesezirkel Hottingen durch viele Aktivitäten im Namen Gottfried Kellers. Seine Bemühungen, ein riesiges Gottfried Keller-Haus auf dem Sechseläutenplatz zu errichten, blieben jedoch ein unerfüllter Wunschtraum. Vor seinem Niedergang ergriff der Lesezirkel 1931 die Initiative zur Gründung der bis heute bestehenden, erfreulich vitalen Gottfried Keller-Gesellschaft. Sie sollte dem Andenken des grossen zürcherischen Dichters dienen. Dazu gehörte die Initiative zur Herausgabe von Kellers Werken sowie die Wiederherstellung und Einrichtung seines Arbeitszimmers am Zeltweg als Stätte der Erinnerung. Dank intensiver Werbung zählte die Gesellschaft am Ende des ersten Berichtsjahrs 1932 bereits 186 Mitglieder. Auch heute pflegt unsere Gesellschaft das Andenken an Keller und andere bedeutende Zürcher Schriftsteller. Sie fördert kritische Ausgaben der Werke Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers und veröffentlicht Beiträge zu diesen in ihrer Jahresgabe *Mitteilungen*. Man trifft sich beim traditionellen Herbstbott am letzten Oktober-Sonntag im Rathaus zu Musik, Vortrag und Umtrunk. Unter dem Jahr finden für die rund 600 Mitglieder weitere Anlässe und Kulturreisen statt. Gerne laden wir Sie zu einem Besuch unserer Website www.gottfriedkeller-gesellschaft.ch ein, wo Sie weitere Informationen finden.

Gottfried Keller-Gesellschaft
Rainer Diederichs
Präsident

Die Zunft Hottingen pflegt, ja lebt das Andenken an den Zürcher Dichter und Staatsschreiber auf besonders innige Weise. Wie kein anderer hat Gottfried Keller den Genius loci seiner Heimatstadt erfasst. Wenn wir uns im Zunfthaus am Neumarkt, einen Steinwurf von seinem Geburtshaus entfernt, vereinen, dann ist immer auch Keller unter uns. Nicht nur geistig, drehen sich doch die zunftmeisterlichen Reden gerne um die von Keller hochgehaltenen Werte. Nein, ganz bildhaft. Im Zunftsaal prangt das Gemälde von Ernst Würtenberger (Bild Seite 21). In einer Laube sitzt Keller mit seinem Freund Arnold Böcklin bei einem Glas Roten. Gedankenversunken schauen sie auf die Zunft hinunter. In der Zunfstube wiederholt sich das Bild: ein leibhafter Keller stösst mit Böcklin an, zwei Zünfter, die für den Sechseläutenumzug kostümiert sind (seit 1986). Wie das Fähnlein der sieben Aufrechten und der Harst der Zünfter im Biedermeierfrack lassen sie jedes Sechseläuten einen Hauch der Zeit durch die Stadt wehen, die Keller erlebte: Die dynamische Epoche, in der sich die idyllische Vorortsgemeinde Hottingen zum städtischen Gelehrtenviertel entwickelte, mit Veränderungen, denen Keller auch kritisch gegenüberstand. Zur Erinnerung an den Dichter, der in Hottingen an der Gemeindestrasse 25 und an der Hofstrasse 39 wohnte, liess die Zunft 1898 am letzten Wohnsitz (Zeltweg 27) eine Gedenktafel anbringen und besucht seit 1931 jedes zweite Jahr sein Grab (Fahnengruss, Kranzniederlegung, Rede eines Zünfters). Die Zunft freut sich, dass sie zu dieser Schrift beitragen darf. Freundschaft in der Freiheit!

Zunft Hottingen
Martin K. Eckert
Zunftmeister



Sein Lebensgang ist rasch umrissen. Der Sohn eines Drechslermeisters und einer Arzttochter war Bürger von Glattfelden; fünfjährig verlor er den Vater. Mit abgebrochener Schulbildung, kaum aus der Deutschschweiz und nicht über die Alpen gelangt, wurde der Autodidakt in Deutschland weiterfahren. Er kannte München und Heidelberg, Köln, Düsseldorf, Berlin, Dresden; fünfundfünfzigjährig reiste er noch nach Wien. Er lebte anspruchslos, nur von Freunden, Förderern und Verehrern umgeben, für sich und sein Werk umsorgt von Mutter und Schwester, nicht verheiratet, ohne Nachkommen. Der Dichter vollendete mit sechsunddreissig Jahren sein später überarbeitetes Hauptwerk, den Roman *Der grüne Heinrich*, womit er in die Literaturgeschichte der Epoche einging. Durch Zufall kam er mit zweiundvierzig Jahren als Staatsschreiber des Kantons Zürich in eine hohe Beamtenposition, worin er in vorbildlicher Pflichtausübung fünfzehn Jahre lang verharrete. Er zog sich mit siebenundfünfzig Jahren zurück und beschloss mit siebzig, berühmt und vereinsamt, sein Wirken als freier Schriftsteller. Der Schlichtheit dieser Existenz entspricht sein unter freiem Himmel verborgener Denkstein über Unter-Leimbach in Zürich, auf dem Felskopf Manegg im Albisforst (Bild oben, s. Seite 5).

Inhalt

weithin sichtbare Ehrensäule	2
Zürich und Gottfried Keller	3
Erinnerungszeichen	5
Hier hat er gelebt	6
Gottfried Keller wahrnehmen	8
eine simple Rose	9
Poeta doctus	10
Jahre des Staatsschreibers	11
Die Verleger	12
<i>Gesammelte Werke</i> – HKKA	13
Frauenbilder	14
Orpheus Gottfried Keller	15
Dieß reinste Gold der Lyrik – <i>Gesammelte Gedichte</i> (1883)	16
Stimmen der Zeitgenossen	18
Gottfried Keller in Wort und Bild	22
Vom Arbeitszimmer des Dichters	23
eine seltsame Stadt – <i>Der grüne Heinrich</i> (1850)	24
daß ich wahrscheinlich träume – <i>Der grüne Heinrich</i> (1880)	26
die fromme Beghine – <i>Die Leute von Seldwyla</i> (1855)	29
Vater, Mutter, Schwester	30
Gruß einer früheren Kultur – <i>Gedichte von Schnyder von Wartensee</i>	33
um die Welt zu sehen – <i>Sieben Legenden</i> (1871)	35
wie das böse Gewissen – <i>Die Leute von Seldwyla</i> (1873)	37
und alles beseelt – <i>Züricher Novellen</i> (1876)	38
von der Abendsonne beleuchtet – <i>Der grüne Heinrich</i> (1880)	40
Herrlichkeiten, die nicht da waren – <i>Das Sinngedicht</i> (1881)	42
brach die frühe Herstdämmerung an – <i>Martin Salander</i> (1886)	44
Anekdotisches über Gottfried Keller	46
Gottfried-Keller-Zentrum in Glattfelden	47
Echo der Nachwelt	48
Literaturauswahl	50
Impressum	51
Denke daran	52

Erinnerungszeichen

Gottfried Keller ist an manchen Orten in Zürich gegenwärtig. Seit 1893 heisst am Stadelhoferplatz die nordseitige Häuserzeile Gottfried-Keller-Strasse, die südseitige Goethestrasse; beide Dichter teilen sich den Platanenhain um den Brunnen von 1870. Gedenktafeln markieren Kellers Geburtshaus am Neumarkt 27, seine Wohnhäuser am Rindermarkt 9, an der Kirchgasse 33 und am Zeltweg 27. Hinter diesem erstreckt sich das 1949 eingeweihte Gottfried Keller Schulhaus der Kantonsschule Hottingen (Minervastrasse 14). Im Opernhaus (Schillerstrasse 1) erkennt man am Plafond des Zuschauerraums Kellers Profil, 1891 nach Böcklin in Grisaille gemalt. Seine monumentale Büste, von Richard Kissling 1883/84 modelliert und 1888-1890 in Marmor gehauen, wurde 1892 im Rathaus (Limmatquai 55) aufgestellt, jedoch 1978 durch einen Bronzeguss vom Gipsentwurf ersetzt, worin gegenüber der marmornen Verewigung menschlichere Züge hervortreten. Dabei steht an der Wand eine Bitte an den Allerhöchsten aus dem ersten, 1862 vom Regierungsrat unterdrückten *Bettagsmandat* des Staatsschreibers Keller: Lass unser Vaterland niemals im Streite um das Brot geschweige denn im Streite um Vorteil und Überfluss untergehen – denkwürdiges Wort des Magistraten im Machtzentrum der Staatshoheit. Hier im Rathaus findet seit 1932 das Herbstbott der Gottfried Keller-Gesellschaft statt, die gemäss ihren Statuten «Kellers Andenken und das Wirken bedeutender zürcherischer Schriftsteller» durch festliche Reden pflegt. Im 1901 erweiterten Teil des Zunftsals der Zunft zur Schmiden (Marktgasse 20), wo 1879 Kellers Festspiel *Die Johannisnacht* szenisch aufgeführt worden war, ist an der Decke sein geschnitzter Kopf zu sehen.

In der Zentralbibliothek (Zähringerplatz 6), die Kellers Nachlass bewahrt, ist im Lesesaal seit 1995 Kisslings Gipsentwurf der Keller-Büste aufgestellt – das Gedenkporträt eines grossen Homme de lettres im Bibliotheksraum. Die von Lydia Welti-Escher 1890 errichtete und aus Verehrung für den Landesdichter nach ihm benannte Gottfried-Keller-Stiftung, deren Vermögenserträge laut Stiftungsurkunde «zur Anschaffung bedeutender Werke der bildenden Kunst» bestimmt sind, erwarb 1899 und 1920 zwei Landschaftsgemälde ihres Namenspatrons, beide ausgestellt in der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek. Vor der Aula im Gebäude der Universität Zürich-Zentrum (Rämistrasse 71) befindet sich eine 1933 angebrachte Gedenktafel für den Dichter, [der in seinem Testament den Hochschulfonds des Kantons Zürich zum Universalermen einsetzte und damit der Universität Zürich aus dem Ertrag seiner Werke 340 000 Franken zuwandte](#) (Weber 1995 S. 5).

Im Friedhof Sihlfeld A (Aemtlersstrasse 149/151) stehen vier von der Stadt Zürich für ihren Ehrenbürger und seine Freunde Alfred Friedrich Bluntschli mit Frau Maria, Rudolf Koller mit Frau Bertha, Richard Kissling aufgestellte Ehrengrabmäler. Seit 1901 erhebt sich die nach Bluntschlis Entwurf gestaltete Marmorstele mit Kellers Antlitz nach der von Kissling abgenommenen Totenmaske (Bild Seite 2). Vor dem Granitpostament birgt eine Aschenkiste die kupferne Kapsel. 1912 legte man die Asche der auf dem Friedhof Hohe Promenade bestatteten Mutter in das Ehrengrab, 1912 wurden die Gebeine der Schwester vom Friedhof Rehalp hier beigesetzt. 1950 kam die Gedenktafel mit Kellers Würdigung der beiden Frauen hinzu (Seite 30).

Am Hafen Enge, beim Konzernsitz der Swiss Re (Mythenquai 50/60), verkörpert ein Ensemble in Kalkstein von Otto Charles Bänninger das Keller-Monument aus einem Block, der zum Sitzen einlädt, und einem Quader, an dem in römischer Schrift Kellers Werkstitel erscheinen. Er selbst erhebt sich nebenan über Lebensgrösse empor: [Der Stadt Zürich gewidmet von der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens 1964](#) – Denkbild eines Grossmeisters der Sprache. Dagegen steht ein Denkstein am Ort der 1409 zerstörten Burg Manegg oberhalb Leimbach, auf jenem Schauplatz fiktiver Geschehnisse in *Hadlaub* und *Der Narr auf Manegg*, den beiden ersten *Züricher Novellen* mit ihrem Rahmen um 1829 (Bild Seite 4). Die Skulptur des Architekten Robert Rittmeyer wurde 1921 von der Sektion Zürich der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz [Dem Dichter und Schutzgeist seiner Heimat](#) gewidmet. Zur Inschrift, die Kellers [Stellung zur Heimat](#) in Conrad Ferdinand Meyers *Erinnerungen an Gottfried Keller* von 1890 zitiert, [welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich](#), fügt sich das Relief einer Eiche als Bildsymbol für Lebenskraft und Beharrlichkeit. Der Muschelsandstein verwittert dort, wo [hundertjährige Stämme](#) mit frischem Buchenlaub unter den [breiten Schirmwipfeln](#) der schlanken Föhren ragen, wie der Dichter schrieb (HKKA 6 S. 22, 123). Sein Standort im Grünen erinnert an die ersten Schweizer Dichter-Denkmäler, die für Salomon Gessner 1788 in der Eremitage von Arlesheim und in der Wildnis am Klöntalersee, 1792 im Hain auf dem Platzspitz in Zürich errichtet worden sind. (Mehr über Keller-Denkmäler in Weber 2009 S. 11-14.)

Hier hat er gelebt

In Zürich verbrachte Gottfried Keller zeitlebens als Mieter in wechselnder Umgebung den grössten Teil seiner Existenz. Kaum ein Jahr lebte er im 1545 erbauten Haus zum Goldenen Winkel (Neumarkt 27, von der Stadt Zürich 1965 erworben, mit Gedenktafel 1890). Der Vater, Drechslermeister von Glattfelden, mietete 1820 eine Wohnung näher zum Stadtkern im Haus zum Greifen (Rindermarkt 20) und erwarb noch im Dezember das schräg gegenüberliegende Haus zur Sichel (Rindermarkt 9, von der Stadt Zürich 1937 erworben, Gedenktafel 1890) für 6550 Gulden, ein altes hohes Gebäude des frühen 14. Jahrhunderts, wie im 1. Band des Romans *Der grüne Heinrich* geschildert (erste Fassung 5. Kapitel, *Neue Ausgabe* 3. Kapitel, HKKA 11 S. 83, 1 S. 31). Die bis auf sechs Kinder wachsende Familie (vier starben zwischen 1822 und 1825) bewohnte seit April 1821 das vierte Obergeschoss, Gottfried bis Oktober 1848. Zwischenzeitlich lebte er von April 1840 bis November 1842 als Kunstmaler in München und von März bis Oktober 1847 (damals Volontär unter dem ersten Staatsschreiber Alfred Escher) in einem 1840 erbauten Haus im Vorort Hottingen (Gemeindestrasse 27, 1948 abgebrochen). Im Oktober 1848 reiste er mit einem zur Förderung seines literarischen Talents ausgerichteten Stipendium der Zürcher Regierung über Basel und Strassburg nach Heidelberg und im April 1850 über Köln weiter nach Berlin, wo er sich bis November 1855 aufhielt.

Die Mutter verkaufte im Oktober 1852 das Haus zur Sichel für 9600 Gulden, wohnte mit Regula seit April 1853 in Fluntern und übersiedelte auf Ostern 1855 nach Hottingen (Gemeindestrasse 25, 1897 abgebrochen). Die dreiköpfige Familie blieb hier bis Septem-

ber 1860, zog dann bergwärts zur Kühgasse in ein 1836 erbautes Haus (Hofstrasse 39, 1938 abgebrochen). Keller konnte sich nach der Wahl zum ersten Staatsschreiber seit Dezember 1861 mit Mutter und Schwester in der Amtswohnung der Staatskanzlei einrichten, zweites Obergeschoss im hochmittelalterlichen Steinhaus (Kirchgasse 33, mit Gedenktafel 1958). Seit April 1875 bewohnten Bruder und Schwester im Vorort Enge das 1834 erbaute Obere Bürgli, im Erdgeschoss fünf, dann im dritten Obergeschoss sechs Zimmer (Bürglistrasse 18, keine Tafel). Zu Anfang Oktober 1882 kehrten die beiden nach Hottingen zurück, in das 1867/68 erbaute Haus Thaleck, wo sie im ersten Obergeschoss die Sechszimmerwohnung bezogen (Zeltweg 27, von der Stadt Zürich 1941 erworben, mit Gedenktafel 1898). Hier starb Gottfried Keller am 15. Juli 1890, vier Tage vor seinem 71. Geburtstag.

Die Stadt Zürich in Kellers vierzigstem Lebensjahr, aus fiktiver Vogelschau 1859 zentralperspektivisch in Schrägprojektion mit Ausblick nach Süden, Bild 38,3 x 58,3 cm (Zentralbibliothek Zürich, Zürich II C 18): die Farblithographie von Charles Fichot (1817-1903) und Théodore Muller (1819-1879) nach Fichots Entwurf erschien bei diesem in Paris 1859 als Teilstück einer Folge von zwölf seit 1853 publizierten *Vues générales* der Städte Fontainebleau, Le Havre, Paris (drei *Vues*), Rom, Rouen, Venedig, Zürich, Bern, Lyon, Luzern.

Im Jahr 1836 lebten in Zürich 14243 Einwohner, 1860 deren 19758 und 1888 bereits 27644. Bei der Stadterweiterung 1893 wurden die elf Vorortsgemeinden Enge mit Leimbach, Wollishofen, Wiedikon, Aussersihl, Wipkingen, Unterstrass, Oberstrass, Fluntern,

Hottingen, Hirslanden und Riesbach mit zusammen 92958 Einwohnern der Stadt zugeteilt, deren Bevölkerung jetzt 121057 Menschen umfasste. Der Aufschwung hatte sechs Jahrzehnte zuvor begonnen, Kellers Lebenszeit war davon durchdrungen.

1831 wurde der Pranger beim Rathaus beseitigt, 1833 die Universität eingeweiht und die Schleifung der Festungswerke begonnen, 1847 die erste Eisenbahnlinie und 1855 das eidgenössische Polytechnikum eröffnet. Die Mühlestege über der Limmat wurden mit Spinnereien industriell ausgebaut (1950 abgebrochen). Am Seilergraben, links im Bild, erhebt sich der Ketzerturm des 13. Jahrhunderts (1878 abgebrochen), dahinter steht bereits der Prunkbau von Sempers eidg. Polytechnikum von 1859/64, oberhalb dehnt sich das 1837/42 errichtete Kantonsspital (1951 abgebrochen).

Unter dem Lindenhof rechts der Bildmitte erkennt man das Zuchthaus im einstmaligen Oetenbachkloster (Nord- und Westflügel von 1830/34, 1902/03 abgebrochen), weiter zum Bildrand im Rundturm das Rennwegbollwerk von 1521/24 (1866 abgebrochen), von wo der erst 1864/67 zur Bahnhofstrasse eingeebnete Fröschengraben auf den Paradeplatz mündet, an dem schon die 1857/59 errichteten Tiefenhöfe stehen, die ersten modernen Geschäftshäuser der Stadt. Oberhalb der Münsterbrücke öffnet sich die Weite des Zürichsees mit regem Dampfschiffsverkehr.

Zu dieser Überschau von Kellers aufstrebender Heimatstadt fügen sich seine mahnenden Worte im *Bettagsmandat* von 1871: Steigen wir hinab in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat, so werden wir ohne Neid



Die Stadt Zürich in Kellers vierzigstem Lebensjahr, Farblithographie von Charles Fichot (1859).

und ohne Furcht auf fremde Größe und in die Zukunft blicken können (HKKA 15 S. 391).

Keller hat neunmal, von 1847 bis 1889, eine selbstbiographische Darstellung für literarische Herausgeber geschrieben (HKKA 15 S. 397-421, 608-625). Zu Lebzeiten sind nur drei 1859, 1876/77 und 1889 gedruckt worden. Jonas Fränkel (1879-1965), der Kellers *Sämtliche Werke* erstmals in wissenschaftlicher Edition mit hohem Anspruch herausgab, erläuterte 1947 zur weiter ausgreifenden Selbstbiographie von 1876, eines mit der Kraft des Schriftstellers durchgeformten Gebildes (dessen Substanz aber nur bis zum Ende der Berliner Jahre 1855 reicht) drei Gründe, die Kellers Zurückhaltung – sie steigerte sich bisweilen zur Abneigung – in der

autobiographischen Mitteilung bedingen. Der erste liegt in seinem Charakter, in einer Kardinal-eigenschaft seines Wesens: in der Bescheidenheit. Ihn verdroß wie jegliche Betriebsamkeit im Literaturleben die Hemmungslosigkeit, mit welcher das Personelle der Dichter vor dem Publikum ausgebreitet wurde, das ohnehin der Verwechslung von Person und Werk zu verfallen drohte und die intimen Zauber einer Dichtung mit Kenntnis des Intimen im Leben des Dichters zu deuten suchte. Die Bescheidenheit erlaubte es Keller nicht, den Erfolg seines Werkes mit einer die Neugier der Schnüffler befriedigenden Dreingabe zu begleichen, davon abgesehen, daß Stolz es ihm verbot, Erfolg als Gnade des Lesers einzuschätzen. Der zweite Grund war, daß Keller eine wenig mitteil-

Natur war und besonders im Hinblick auf persönliches Erleben, auf tatsächliche Begebenheit und augenblicklichen Zustand lieber schwieg statt aussagte. Die greifbaren Ereignisse seiner Tage verriet er in verhältnismäßig seltenen Fällen in Augenblicken gesteigerter Stimmung. Im übrigen aber wuchs das Erlebte nach innen und wurde von dem Organ aufgenommen, das des Dichters ist. Das führt aber schon zum dritten Grund, der das Entstehen der Autobiographie als einer Notwendigkeit verhinderte. «Die Fülle der Erinnerung» an die entscheidenden Jahre des Werdens war bereits vom Jugendroman aufgesogen. Was an Erlebnis jeglicher Art den über seine Vita nachsinnenden Vierziger anzog und beschäftigte, war im «Grünen Heinrich» aufgegangen (SW 21 S. 256-257).

Gottfried Keller wahrnehmen



Die Forschung zu Gottfried Keller behandelte mancherlei Themen, Aspekte, Motive, Faktoren, die sein Leben und Werk durchziehen: Traum und Tod, Antike, Eros, die Frau, Kindheit und Jugend, Goethe, Gotthelf, Feuerbach, Mundart, Namenkunde, Orthographie, Malkunst, Farben, Gold und Geld, Essen und Trinken, Wein, Glück, Lachen und Weinen, Recht, Religion, die Natur, das Vaterland, Glattefelden, Romantik, Humor, Ironie, das Tier, Theater, Musik, und vieles mehr. Nun sollen Rosen beleuchtet werden. Der Staatsschreiber hatte in seiner Amtswohnung Jahr für Jahr einen Rosenstrauss auf dem Pult vor Augen: Hier standen vom anbrechenden Sommer bis zu den Herbststürmen immer Rosen auf dem Schreibtisch, die er in dem zur Staatsschreiberei gehörigen Garten zog, und neben der bevorzugten Blume fehlte auch das Lieblingsthier nicht, die Katze (Frey 1892 S. 79).

Dies veranschaulichte der Basler Plakatgestalter Burkhard Mangold (1873-1950) als Illustration zum Aperçu der *Zürcherischen Freitagszeitung* vom 1. November 1861 (dazu Seite 11) für die Keller-

Biographie von Walther von Arx in: *Schweizer eigener Kraft! Nationale Charakterbilder*, Neuenburg [1906] nach S. 590: in der besonnenen Amtsstube sitzt unter dem Staatswappen und einer Urkunde der Staatsschreiber hinter Akten gebeugt wie im Ochsenjoch, kaum wahrnehmbar, während ein winziger Pegasus im Vogelbauer, an der Staatskrippe von der Decke hängend, sein Heu frisst, und Rosen im Glas auf dem Zeitungsblatt ihren Duft verströmen: *Resignation* (Bild nebenan). Warum und wofür standen Rosen auf Kellers Pult, was bedeuten sie im Werk des Dichters?

Schon die frühe Lyrik ist reich an originellen Wendungen. Deines Mundes hohe Rosenglut bezieht sich metaphorisch auf ein Bäumlein, dessen Laub im Abendrot leuchtet (*Mit einer Reißkohle*, Erstdruck 1854, des zitierten Strophenanteils 1883, HKKA 10 Nr. 205). Zornrosenblut im Herzen gor dem Hirtenknaben, bevor er dem Riesen Hans Narr einen weißen Stein auf die Stirne schleudert (*David* 1851/1883, HKKA 10 Nr. 278). Doch blühte noch ihr Antlitz fein Gleich weißen Rosenauen, das Traumbild der toten Braut Luise Scheidegger, sogar der Schönen wallendes Haar Sah weiß wie Schnee ich prangen (*Geistergruß* 1883, HKKA 10 Nr. 303). Weiss ist die Farbe der Toten, die keusche weiße Rose schmückt ein Grabzeichen für die früh verblichene Jungfrau Henriette Keller, im Gedicht *Das Grab am Zürichsee* wie auf dem Aquarell *Kirchhof von Richterswil*, dem Ende Mai 1838 winterlich verschneiten (HKKA 16.1 S. 205, Weber 1990 S. 38). Die Natur erstarrt schneebleich, eine Leiche mit Grabgesicht, und wird mit rotem Wein vom berauschten Totenwächter purpurn überflossen, denn Die trunken rote Sonne über

gießt Im Sinken dieses schnee-verhüllte Land, Daß Rosenschein von allen Hügeln fließt (*Winterabend* 1846/1883, HKKA 9 Nr. 84). Denn Rot ist die Farbe des Lebens. Beim Sterbenden steht ein frischer Rosenstrauß, wo der volle Abendganz durch das Fenster von rotem Golde hereinbricht und sein Antlitz abendschön zum Glühen bringt, Daß kaum man ahnt, wie weiß der Tod da blüht! Und wenn das ganze Sonnengold getrunken und alles erstorben ist, Die Rosen sind geblieben frisch und rot (*Rosenwacht* 1846/1883, HKKA 9 Nr. 24). Keller setzte 1883 dieses frühe Gedicht, worin das Vergängliche den Tod übersteht, seinem *Abendlied* von 1879 gegenüber, worin das Auge nicht genug Von dem goldnen Ueberfluß der Welt trinken kann (HKKA 9 Nr. 25). Zwei junge Rosenbäumchen lasset stehen, die blühend überdauern den Zeichen des Dichters Für mein und meiner lieben Frauen Grab (*Poetentod* 1846/1883, HKKA 10 Nr. 295). Am Grab des Schriftstellers und Künstlers Wolfgang Hildesheimer (1916-1991), auf dem Friedhof der Chiesa Evangelica in Poschiavo, blüht ein solches Bäumchen mit Rosen rot.

Die Rose weiss nicht, dass ihr Gärtner sterben wird (*Rosenglaube* 1851, HKKA 9 Nr. 147). Sie ist erfüllte Zeit, und Synonym der Freiheit, indem Die Menschheit hoch wie eine Rose glüht, sofern im Erkennen des Vergänglichen deren tiefster Kelch von Sonnenlicht durchdrungen (*Den Zweifellosen II* 1846/1883, HKKA 9 Nr. 97). Das Vaterland, wo die Freiheit herrscht, bleibt noch die Schönste Ros', wenn sonst alle verduftet sind (*An das Vaterland* 1846, HKKA 9 Nr. 152). Natur und Freiheit sind eins, und Rosenduft soll weh'n, wo der Dichter leben kann, trinkt und singt (*Morgenwache* 1846/1883, HKKA 10 Nr. 228).

eine simple Rose

Rosen und ihre Syntagmen sind im Roman *Der grüne Heinrich* (erste Fassung) achtundfünfzigmal, in beiden Sammlungen der *Leute von Seldwyla* achtundzwanzigmal in Variationen der Symbolik zugegen. Die sprechendste Stelle findet sich im 3. Band 4. Kapitel des Romans (*Neue Ausgabe* 11. Kapitel), wo die erfüllte Zeit, welche Vergängliches einschliesst, im Rosendasein sich verkörpert: Alles Schaffen aus dem Notwendigen heraus ist Leben und Mühe, die sich selbst verzehren, wie im Blühen das Vergehen schon herannahet; dies Erblühen ist die wahre Arbeit und der wahre Fleiss; sogar eine simple Rose muss vom Morgen bis zum Abend tapfer dabei sein mit ihrem ganzen Korpus, und hat zum Lohne das Welken. Dafür ist sie aber eine wahrhaftige Rose gewesen! (HKKA 2 S. 159).

Für *Das verlorene Lachen*, die letzte Erzählung der *Leute von Seldwyla*, prägt Keller das kühne Begriffspaar zum Niedergang der Sonne beim Aufgang des Vollmonds: so daß Rosen und Silber sich in den Lüften und auf den Wassern vermengten (HKKA 5 S. 259) – sonnenhaft auch hier die Lebensfarbe. In den *Züricher Novellen* feiert sie der Landvogt von Greifensee, Salomon Landolt, in jenen weiblichen Rosen der Entsagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie herrlich und dauerhaft sind sie! – denn sie sind unvermindert an Schönheit und Jugend (HKKA 6 S. 239). Er zitiert jenen Sinnspruch Zeit bringt Rosen, womit Keller 1854 Ludmilla Assings Porträt seiner selbst mit Anspielung auf ein Gedicht von 1844 unterschrieben hatte (Seite 27). Ludmilla, die glühende Verehrerin, hatte dem Dichter am 20. April 1872 als Ausdruck meines Dankes für die «Sieben Legenden» sieben Rosenblätter von ihrem Florentiner Garten zugesandt; das

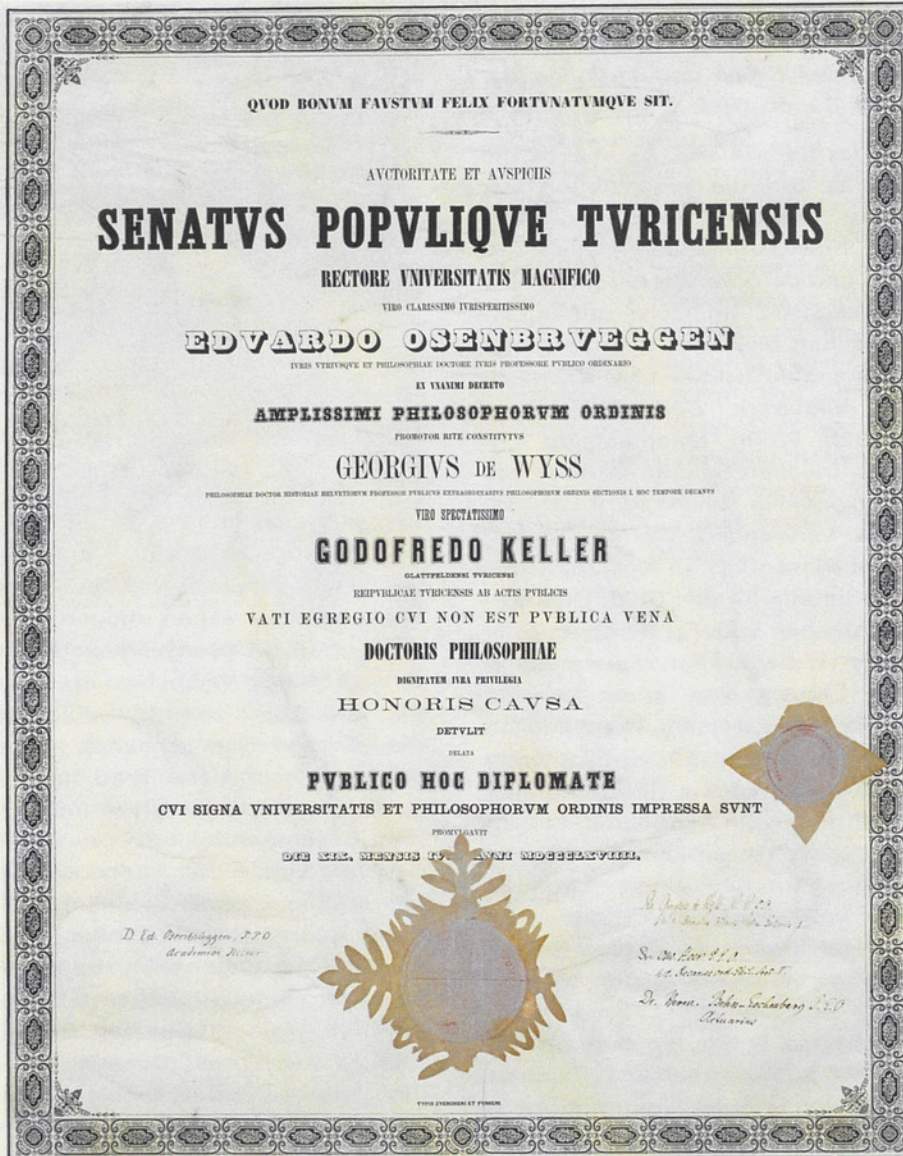
Porträt mit seinem Autograph war ihr stets gegenwärtig (Emil Bebler: *Gottfried Keller und Ludmilla Assing*, Zürich 1952 S. 157).

Sie lachte wie ein Rosenstock, so erfüllte ihn die Erscheinung der Betty Tendering in Berlin 1855, mit ihren strahlenden blauen Augen und berückender Stimme, eine Liebesgöttin, im Licht seiner Leidenschaft blendend Wie Gold, wie Sonnengold (HKKA 17.2 Nr. 422). Im Spätwerk *Das Sinngedicht* (1882), worin entsprechend Logaus frivolem Epigramm unter Lachen «weiße Lilien zu roten Rosen» verwandelt werden sollen, steht Rosenfülle in der Alchemie der Gefühle für das Gold. Dem Naturforscher Ludwig Reinhart geht es im 1. Kapitel um die menschliche Gestalt, von innen her als Ganzes, wie sie schön und lieblich anzusehen ist und wohl lautende Worte hören läßt. Das 5. Kapitel führt uns in ein Abendland, das im Glanze der sinkenden Sonne schwamm, mit einem Brunnen von weißem Marmor, darin lag und schwamm ein Haufen Rosen, die eine weibliche Gestalt im weißen Sommerkleide zusammenfasst. Das Epigramm kommt hier schon zum Vorschein, Reinhart stellt sich errötend vor, da gibt Lucie eine Heiterkeit über das Gesicht zu erkennen, vorsorglich vom Abglanz der Abendsonne erleuchtet. Endlich knüpft sich zwischen den beiden im 13. Kapitel mit Hilfe eines Frühlingslieds aus Goethes Lyrik, worin Rosen zur Sprache kommen, im ersten Kuss das Rosenband als Eheband, indem Lucie im Glück des erfüllten Augenblicks unter Tränen errötend lacht, und Reinhart sah deutlich, wie die schöne Glut sich in dem weißen Gesichte verbreitete (in HKKA 7 S. 12, 30-33, 328).

Als Keller im Frühsommer 1890 auf dem Sterbebett lag, übergab

eine junge Verehrerin, Clara Thomann (1866-1944), der Pflegerin an der Türe einen Busch von Strauchrosen in dunkelrotem Kattun, auf dem Papierstreifen dabei die Widmung Dem grünen Heinrich aus Dankbarkeit! – unbewusst jene *Rosenwacht* inszenierend; am 16. Juli, einen Tag nach seinem Hinschied, durfte sie den toten Dichter zeichnen (Clara Thomann: *Eine Erinnerung an Gottfried Keller*, in: *Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur* 1928 S. 66-69; Porträtzeichnung in der Zentralbibliothek Zürich, GKN 353, Bild in Weber 2002 S. 6). Am Tag zuvor hatte sich Böcklin vom verbliebenen Freund, den er nicht hatte sterben sehen mögen, mit drei weissen Rosen verabschiedet (Frey 1893 S. 165). Nun trat am 16. Juli 1890, während Kissling die Totenmaske abnahm, eine schwarzverschleierte Frau in das Sterbezimmer und legte stumm einen Rosenstrauss auf die Brust des Verewigten. Der Bildhauer gab später dem Erlebnis in einem Tondo marmorne Gestalt (Weber 1995 S. 80). Dazu fügen sich die Verse von Jorge Luis Borges (1899-1986) in seinem Gedichtband *El oro de los tigres* (Buenos Aires 1972), wo es heisst: Keller, la rosa que una mano deja En la mano de un muerto que la amaba Y que nunca sabrá si es blanca o roja – «Keller, die Rose, die eine Hand in der Faust eines Toten lässt, der sie liebte und nie wissen wird, ob sie weiss ist oder rot». Eine Frau, die Diakonisse Marie Wagner, Kellers letzte Pflegerin, hielt in der Todesstunde seine Hand (Emil Ermatinger: *Gottfried Kellers letztes Jahr*, in: *Du*, Jg. 2 Nr. 6, Juni 1942 S. 52).

Poeta doctus



Diplom der Universität Zürich zur Verleihung des Ehrendoktors, 19. Juli 1869, Blatt 65,2 x 53,4 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 600. Gesetzt von der Druckerei Zürcher & Furrer, Unterschriften des Rektors Eduard Osenbrüggen (1809-1879), Jurist, der Dekane Georg von Wyss (1816-1893), Historiker, und Oswald Heer (1809-1883), Botaniker, sowie des Aktuars Hermann Behn-Eschenburg (1814-1873), Anglist. Der Verfasser Konrad Bursian (1830-1883), ein in fließendem Latein unterrichtender Altphilologe, zitierte im zutreffenden Kasus *Vati egregio cui non est publica vena* den Vers 53 aus der siebten Satire des römischen Dichters Juvenalis (lebte

um 60 bis nach 127), worin der wahrhaft ideale Autor umschrieben ist, «Sed vatem egregium cui non sit publica vena» (aber den herausragenden Dichter, der keine gewöhnliche Ader besitzt, nichts Alltägliches gestaltet) – womit er dem *Viro Spectatissimo* Godofredo Keller den Status eines bedeutungsvollen, gesellschaftlich massgeblichen Autors zubilligte. Die repräsentative Urkunde hing bei Keller nicht an der Wand. Er liess zwar Visitenkarten mit seinem Doktorgrad drucken, machte aber vom akademischen Titel kaum, nur in seltenen juristisch erheblichen Fällen Gebrauch.

Der Dichter Gottfried Keller wurde dreimal offiziell geehrt, 1869 mit dem *Doctor honoris causa* der Universität Zürich, 1878 von der Stadt Zürich durch Schenkung des Bürgerrechts, 1889 vom schweizerischen Bundesrat mit Glückwunschkunde zum siebzigsten Geburtstag. Besonders beeindruckt war der Fünzigjährige von der Geburtstagsfeier am 19. Juli 1869. Der Anstoss kam aus der Studentenschaft, vom Sprecher der Zofingia Julius Stiefel (1847-1908), der 1890 im Fraumünster als Literaturprofessor die Grabrede halten sollte. Ein Sängerkzug mit Fackelträgern brachte auf dem Platz, der seit 1863 Paradeplatz heisst, Ovationen vor dem Hotel Baur en Ville, wo Keller (laut Baechtold) *zwischen den hohen Säulen des Balkons stehend* eine weittragende Allokution hielt. Man sang und hörte die Ode *An das Vaterland*, jenes *weihevoll* Lied, das in der Tonweise des unvergessenen Baumgartner überall erklingt, wo schweizerische Herzen in feierlichem Hochgefühl für ihr Heimatland schlagen, wie Josef Viktor Widmann in der opulenten Urkunde des Bundesrats 1889 bekräftigen sollte (Weber 1995 S. 36-37). Dann folgte in der alten (1898 abgebrochenen) Tonhalle auf dem heutigen Sechseläutenplatz die Verleihung des Ehrendoktors mit ruhmvollen Ansprachen höchster Würdenträger, auch des Dichters, und *in freundlicher Mitteilbarkeit schritt Herr Dr. Gottfried die langen Tische entlang, den einzelnen für ihre Teilnahme dankend* (Baechtold Bd. 3, 1897 S. 14-17, dazu Weber 1995 S. 25-26, 33-34, 36-37). Es war ein denkwürdiger Tag, bei dem der auf seine patriotische Funktion reduzierte Poeta doctus eine Aura der Volkstümlichkeit erhielt, die ihn bis weit in das 20. Jahrhundert als Nationaldichter umgab.

Jahre des Staatsschreibers

Als Gottfried Keller, der Schriftsteller und Publizist, am 14. September 1861 vom Regierungsrat des Kantons Zürich zum ersten Staatsschreiber gewählt wurde, bestand seine Qualifikation im wachen Intellekt und in der Protektion durch Alfred Escher (1819-1882), den hier und in der Eidgenossenschaft einflussreichsten Staatsmann der Epoche. Er wurde am 23. September bei Amtsantritt von seinen Vorgängern, den Regierungsräten Franz Hagenbuch und Karl Adolf Huber, beide Juristen, so nachdrücklich eingeführt, dass die *Zürcherische Freitagszeitung* schon fünf Wochen später, am 1. November, mit Bezug auf den Titel eines Gedichts von Schiller feststellen musste: *Der Pegasus im Joch kann am Ende auch oxsen, wie wenn er schon als Füllen an der Staatskrippe gefressen hätte*, was Burkhard Mangold 1906 zu treffend ins Bild fassen konnte (Seite 8).

Keller hoffte, daß der Poet und Schriftsteller dabei nicht verloren gehe, sondern im Gegenteil dadurch einen festeren Halt im Leben gewinne (an Johann Georg von Cotta, 25. September 1861, GB 3.2 S. 216). Letzteres wurde der Fall, der Staatsbeamte (seit 1870 einziger Staatsschreiber, mit Kanzleisekretär und fünf Kanzlisten) musste sich in der fünfzehnjährigen Amtszeit, wie er nach dem Rücktritt in der Selbstbiographie 1876 bekanntgab, vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal einesurlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen, als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden (HKKA 15 S. 405).

Bei solchem Einsatz drohte die dichterische Potenz doch zu verkümmern, obzwar sie in der Be-

amtenzeit nicht nachliess, erschienen doch 1872 *Sieben Legenden* und 1873/74 *Die Leute von Seldwyla* erweitert in zwei Bänden, 1875 der veränderte Sonderdruck von *Romeo und Julia auf dem Dorfe* (1876) und Ende 1877 die zur Hauptsache in den Amtsjahren konzipierten *Zürcher Novellen*. Der Siebenundfünfzigjährige begründete am 30. März 1876 den längst fälligen Rücktritt, um bei seinen vorgerückten Jahren noch Muße zur Ausübung seiner privaten Thätigkeit als Schriftsteller zu gewinnen (Weber 1995 S. 31). Zwar seien, gab er damals in der genannten Selbstbiographie zu bedenken, gewiß vortreffliche Einzelsachen und wirkliche Meisterwerke in den Mußestunden neben lebenslanger anderweitiger Berufserfüllung entstanden, allein wer Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaubt vollbringen zu können, wird, wenn er lange lebt und weise ist, seine Illusion selber noch zerrinnen sehen.

Es reifte in bitteren Stunden der Mut zum Sprung in die Existenz des freien Schriftstellers (ohne Staatspension). Am 13. Juli 1866 hatte die dreiundzwanzigjährige Pianistin Luise Scheidegger, seit zwei Monaten seine Verlobte, sich das Leben genommen. Im Sommer 1872 war er in Liebe zur achtundzwanzigjährigen Marie Exner entbrannt, die mit dem Chirurgen Anton Frisch verlobt war, der sie 1874 heiratete. Am 10. April 1873 hatte er der damals zweiundzwanzigjährigen Lina Weissert einen Heiratsantrag geschrieben; sie verlobte sich im folgenden Herbst mit dem Juristen Eugen Huber, der sie 1876 heiratete. 1875 war er mit Regula vom Steinhaus zum Bürgli umgezogen, dessen erhöhte Situation der neuen Freiheit entsprach. Die beiden wohnten hier bis zum September 1882.



Die sieben Regierungsräte überreichten dem Emeritierten zu Ehren einen weinrebengeschmückten Silberpokal (Zentralbibliothek Zürich, GKN 600y), dessen Besorgung 240 Franken gekostet hatte, knapp ein Monatseinkommen, und veranstalteten am 15. Juli 1876 ein Abschiedssessen, welches durch seine Souveränität zum Trinkgelage ausartete, das er für Adolf Exner am 19. August in klassischer Prosa verewigte: Um 9 Uhr schien es mir einschlafen zu wollen, ich verfiel auf die verrückte Idee, ich müsse nun meinerseits etwas leisten und den Becher einweihen. Ich lief hinaus und machte ganz tolle Weinbestellungen in Bordeaux, Champagner u. s. f. in der Meinung, dieselben selbst zu bezahlen. Die Herren aber wussten, dass alles aus der Staatskasse bezahlt werden müsse, und um den Schaden wenigstens erträglich zu machen, fingen sie krampfhaft an mitzusaufen und sofften verzweifelt bis morgens um 5 Uhr, so dass wir am hellen Tage auseinandergehen mussten. [...] Sie machten jedoch geduldige Mienen dazu; ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr (Smidt 1981 S. 114-115, Weber 1995 S. 32).

Die Verleger

Die Geschäftsleute, denen Keller seine Werke zum Druck und Verlag anvertraute, waren harte Kalkulatoren. Er war ein schwieriger Autor, mit Lieferungen im Rückstand, anspruchsvoll auf seine Rechte pochend, selten dankbar.

Der linksrepublikanische Politiker Julius Fröbel (1805-1893) gab 1845 und 1846 im *Deutschen Taschenbuch* seiner Verlagsbuchhandlung Literarisches Comptoir in Winterthur Kellers erste Gedichtzyklen heraus, worin der Literat August Adolf Ludwig Follen (sprich Folle:n wie é, 1794-1855) stark korrigierend eingegriffen hatte. Daraufhin liess Keller das von Follen redigierte Manuskript seiner ersten Buchpublikation *Gedichte* bei Orell, Füssli & Comp. in Zürich auf eigene Kosten in 1200 Exemplaren drucken; er verkaufte diese durch Follens Vermittlung dem Verleger Anton Winter (1804-1855) in Heidelberg zum Stückpreis von 55 Kreuzer, woraus ein Endhonorar von 1206 Franken resultierte (60 Louisdor, HKKA *Einführungsband* S. 176 Anm. 8). Als er 1849 für den Folgeband *Neuere Gedichte* bei Brockhaus in Leipzig wegen überhöhter Honorarforderung erfolglos blieb, übergang er Winter und bot sein Opus dem Braunschweiger Verleger Eduard Vieweg (1796-1869) an, der es 1851 und erweitert 1854 herausgab. Vieweg druckte seit 1850 bogenweise den Roman *Der grüne Heinrich*, dessen vier Bände im Dezember 1853 und Mai 1855 erschienen; im Januar 1856 folgte im Erstdruck *Die Leute von Seldwyla* mit fünf Erzählungen. Kellers Briefwechsel mit Vieweg, der den Roman für ein *Meisterwerk* hielt (GB 3.2 S. 66), zeugt sowohl vom grossmütigen Drängen des un-nachgiebigen Kaufherrn als auch vom Grollen des notgedrungen schuldigen Dichters. 1855 vereinbarte dieser mit Franz Duncker

(1822-1888) in Berlin die Publikation von *Galatea-Novellen*, doch kam Duncker nie zu Kellers Manuskript. Erst 1880 machte sich der Autor für *Das Sinngedicht* an die Fortsetzung jener ersten siebzig Seiten, als ob inzwischen nichts geschehen wäre, nachdem er dem bankrotten Verleger das einst bezogene Honorar mit ziemlichen Zinsen zurückerstattet hatte (an Adolf Exner, 16. Dezember 1881, Smidt 1981 S. 146), 750 zuzüglich 864 Mark (HKKA 23.1 S. 47).

Berthold Auerbach (1812-1882) in Berlin, Kellers fünfter Verleger, Schriftsteller seinerseits, brachte in seinem *Deutschen Volks-Kalender auf das Jahr 1861* in Leipzig 1860 *Das Fähnlein der sieben Aufrechten*, die von ihm betitelte vierte der späteren *Züricher Novellen* im Erstdruck, 1862 *Verschiedene Freiheitskämpfer* sowie 1865 *Der Wahltag* heraus, zwei in Kellers *Gesammelte Werke* von 1889 nicht aufgenommene Erzählungen. Goethes Verleger Johann Georg von Cotta (1796-1863) in Stuttgart publizierte 1860 *Am Mythenstein* und 1861 *Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer*; nach Kellers Wahl zum Staatsschreiber unterblieben weitere Kontakte. Dem anderen Stuttgarter Verleger Ferdinand Weibert (1841-1926), Inhaber der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung, verdanken wir die Veröffentlichung neuer Hauptwerke, der *Sieben Legenden* von 1872 bis zur 3. Auflage 1884, der zehnteiligen Sammlung *Die Leute von Seldwyla* von 1873/74 bis zur 4. Auflage 1883 sowie der veränderten Einzelausgabe von *Romeo und Julia auf dem Dorfe* 1876, der zweibändigen *Züricher Novellen* von 1877/78 bis zur 3. Auflage 1883 und vor allem des umgearbeiteten Romans *Der grüne Heinrich* in der *Neuen Ausgabe* von 1879/80 bis zur 3. Auflage 1884.

Zu Kellers Verlegern gehörte Dr. Julius Rodenberg (1831-1914), Jurist und Schriftsteller in Berlin, Gründer und Herausgeber des führenden literarischen Monatsblatts *Deutsche Rundschau*. Von 1874 an umwarb er den berühmten Dichter, den er seit 1853 kannte, mit geschäftsorientiertem Charme in eiserner Hartnäckigkeit; redaktionelle Belange hatten Priorität vor dessen *Schöpfungswehen* (zu Keller am 5. August 1886, HKKA *Einführungsband* S. 182 Anm. 40). So erschienen die ersten drei *Züricher Novellen* 1876/77, *Das Sinngedicht* 1881 und *Martin Salander* 1886 portionenweise in vorerst unbefriedigenden Textfassungen. Sehr zufriedenstellend waren jedoch das Potenzial von 10 000 Lesern der *Rundschau* (gegenüber 1500 *Sinngedicht*-Exemplaren der Buchausgabe 1882) und Rodenbergs Bogenhonorar von 500 Mark für 16 Druckseiten (gegenüber 80 bei der Buchausgabe, Schrader 1994 S. 9).

Mit Wilhelm Hertz (1822-1901) in Berlin ergab sich seit 1880 eine reibungslose, bei gegenseitigem Respekt ungetrübte kaufmännische Zusammenarbeit. 1885 wurde Hertz Kellers Exklusivverleger. Er veröffentlichte seine drei Spätwerke *Das Sinngedicht* von 1882 bis zur 5. Auflage 1888, *Gesammelte Gedichte* von 1883 bis zur veränderten 3. Auflage 1888 und *Martin Salander* 1886 in fünf Stereotyp-Auflagen, dann auch die älteren Titel *Züricher Novellen* 1886 in 4. und 1889 in 5. Auflage, *Die Leute von Seldwyla* 1887 in 5. und *Sieben Legenden* 1888 in 4. Auflage. Im Oktober 1889 erhielt der Autor für *Gottfried Keller's Gesammelte Werke*, in drei Auflagen von je 1500 Exemplaren, mit 31 500 Mark (39 375 Franken) das erste hohe Einkommen seines Lebens (GB 3.2 S. 469).

Gesammelte Werke – HKKA

Eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen schwebte ihm schon 1876 vor, als die Spätwerke noch nicht geschrieben waren. *Martin Salander* konzipierte er bereits, um sie für einmal abzuschließen, wenn es dazu kommt (an Wilhelm Hertz, 16. Februar 1883, GB 3.2 S. 439). Im Verlagsvertrag mit Hertz vom 10. Februar 1889 bestimmte er, was künftig gelten sollte; zeitbedingte Beiträge in Periodika und amtliche Schriften blieben ausgeschlossen. Der Dichter komponierte ein Gesamtkunstwerk in zehn Bänden: acht Bände Prosaschriften, davon vier für die Romane *Der grüne Heinrich* und *Martin Salander*, dazwischen vier mit Erzählungen, deren zwei für *Die Leute von Seldwyla*, dazu *Züricher Novellen* und *Das Sinngedicht* einschliesslich *Sieben Legenden*, abschliessend *Gesammelte Gedichte* in zwei Bänden mit Böcklins Autorporträt, von Keller gewünscht und als *originelle Arbeit* gebilligt (GB 3.2 S. 468). Diese orthographisch, typographisch und im Format einheitlich gestaltete Edition, ein «literarisches Vermächtnis», wie es damals weder Fontane noch Meyer verwirklichen konnten, erschien einzigartig «als herausragendes literarhistorisches Ereignis und als Monument im Geiste der Gründerjahre» (HKKA 19 S. 76, *Einführungsband* S. 229).

Gottfried Keller's Gesammelte Werke kamen von April bis November 1889 in dreissig Wochenlieferungen heraus, je zehn auch einzeln zu beziehende Bände in drei Auflagen von 1500, insgesamt 4500 Exemplaren, broschiert zu 3 Mark, in Leinen zu 3.80 und in Halbkalbleder zu 5 Mark. Hatten bisher die Einzelbände von Hertz broschiert zusammen 58.40 Mark (78.30 Franken) gekostet, war nun die Gesamtausgabe broschiert für 30 Mark (40 Franken) wohlfeil (HKKA 19 S. 82). Ab 1890 wurden



Keller-Ausgaben und *Gesammelte Werke* in Exemplaren aus dem Nachlass.

Auflagen von 1000 Exemplaren gedruckt. Von 1889 bis 1917 produzierte der Verlag Hertz von Kellers Titeln 733 Bände in bis zu 105 Auflagen, woraus ein Gesamthonorar von 523600 Mark resultierte (HKKA *Einführungsband* S. 198). Für den Universalerben des Autors, die Universität Zürich, wären davon Honorare von 43400 Mark bis 1890 abzuziehen, was 480200 Mark ergibt. Demgegenüber ist in der Denktafel von 1933 der Betrag von lediglich 340000 Franken ausgewiesen (Seite 5).

Gottfried Kellers *Sämtliche Werke*, herausgegeben unter der Leitung von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe (HKKA), sind in Frankfurt am Main und Zürich 1996-2012 erschienen. Diese Historisch-Kritische Ausgabe ist in 32 Teilen mit 35 Bänden vierfach gegliedert. Die Abteilung A bietet den Text der *Gesammelten Werke* von 1889, mit gleichem Wortlaut in gleicher Orthographie band-, seiten- und zeichengetreu, in Antiqua anstelle der Fraktur, mit kritischem Lesartenapparat,

der auf «autorfremde Anteile am edierten Text» und für das Verständnis relevante frühere Textzeugen hinweist. Denn «sowenig es den reinen, von Fremdeinflüssen freien Text zu Kellers Zeiten je gab, sowenig kann es ihn für die posthume Herausgeber geben» (HKKA 19 S. 91). Die Abteilung B ediert die dort nicht enthaltenen ersten Gedichtpublikationen, *Der grüne Heinrich* in der ersten Fassung und alle weiteren zu Kellers Zeit gedruckten Schriften. Die Abteilung C reproduziert alle ungedruckten Texte aus dem Nachlass im Faksimile der Manuskripte mit diplomatischer Umschrift. Die Abteilung D dokumentiert durch Handschriften- und Druckvarianten unter Berücksichtigung von Kellers Korrespondenz und anderer Quellen die Textgenese mit Nachweis früherer Textstufen. Die ergänzende elektronische Edition auf CD-ROM dient als Arbeitsinstrument mit Dokumentationen zu Kellers Leben und Werk. Näheres dazu von Walter Morgenthaler in: Amrein / Dieterle 2008 S. 197-210.

Frauenbilder

Von den Frauen vor allem sollte Gottfried Keller verehrt und dankbar liebend im Herzen getragen werden, denn sie haben unter den Dichtern keinen besseren Freund als ihn. Ricarda Huch: *Gottfried Keller*, Berlin 1904 S. 55.

Wie Mutter Natur mit den Früchten, die sie hervorbringt, die Menschen speist und die irdische Mutter mit Milch ihre Kinder stillt, so begegnet auch Judith Heinrich als nährende Mutter und reicht ihm, wenn er zu ihr kommt, einen Apfel oder eine Schale Milch. [...] Als nährende Mutter und sinnliche Geliebte erscheint Judith auch später im Traum, als ihr Kuß sich in ein Apfelküchlein verwandelt. Sie besitzt damit dieselbe Doppelfunktion wie die Natur und der Archetyp der Großen Mutter, die als Mutter-Geliebte den Sohn-Geliebten an sich binden. Ruth M. Kessel: *Sprechen — Schreiben — Schweigen. Mutterbindung und Vaterimago des grünen Heinrich im Spiegel seines kommunikativen Verhaltens*, Frankfurt am Main 1988 S. 191-192.

Indem Keller Autorschaft an einen männlichen Sprecher bindet, sind die weiblichen Figuren aus der Sprechposition zwar ausgeschlossen, im Ausschluss aber nicht ganz zum Verstummen gebracht. Angewiesen auf die Ausdrucksweise der Männer formulieren sie sich über die Entstellung einer vorgegebenen Sprache, in der sie als andere Stimme aufscheinen. [...] Die Sprache der Frau wird bei Keller damit nicht zum utopischen Gegenbild einer anderen Rede, sondern gibt als Rede aus der Position des Anderen Einblick in die Herrschaftsmechanismen der geltenden Ordnung. Ursula Amrein: *«Süsse Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt!» Inszenierte Autorschaft bei Gottfried Keller*, in: GKG Rede zum

Herbstbott 1996 (1997) S. 15-16.

Der grüne Heinrich ist nicht nur für lebenslange Muttersöhnchen eine Phänomenologie des Weiblichen. Er ist eine regelrechte «école des femmes» für jede Art von zögerlichen Männern. Hier sind sie, die Hauptfrauen des Buchs: Frau Margret, die Urmutter; Judith: Pomona, Venus und Loreley zugleich, Heinrichs «Himmelsteufel»; Anna: die Elfenkönigin und Muse, Heinrichs «Marienfrau»; Dortchen Schöpfung: Nausikaa und hl. Elisabeth, die Heinrichs Herz nicht «en repos» läßt. Frauen der Antike, der Bibel, die mitten unter uns leben. Gabenspenderinnen sind sie alle. Iso Camartin: *Kleine Frauenschule*, in: Kersten 2000 S. 138.

Mit ihrer Verantwortung schenkt Keller seinen Frauengestalten ihre individuelle, weibliche Identität, gesteht ihnen eigene Kraft zu und immer die Möglichkeit der Entfaltung ihres weiblichen Potentials. Daher sind seine Frauengestalten leuchtend und nahe, und werden vor dem Auge lebendig und farbenreich. Keller erschafft in seiner Literatur wunderbare Frauen, die berühren und fesseln, solche, deren Seele singen kann, und solche, die furchtbare Abgründe auftun. [...] Für Gottfried Keller ist die poetische Frau im Idealfall auch eine bürgerliche Frau, die ihre Tugenden verinnerlicht hat, aber eben mehr wie dies. Sie besitzt Poesie, Zauber, Gefühlstiefe und trägt immer auch ein idealisches Bild in sich – [...] eine Frau, in der er ein wenig von dem finden kann, was er für sich über alles ersehnt: die romantische, erfüllte Liebe, die in der Gesellschaft bestehen darf. Caroline von Loewenich: *Gottfried Keller: Frauenbild und Frauengestalten im erzählerischen Werk*, Würzburg 2000 S. 232, 239.



Porträt einer jungen Frau: aquarellierte Bleistiftzeichnung von Julius Rudolf Leemann (1812-1865), von Keller beschriftet J. R. Leemann München 1840, Blatt 23 x 18,3 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 766. Über dem Schreibtische des Dichters hing in der spätern Zeit ein Bildchen von Rudolf Leemann gemalt, ein hübsches Mädchen mit blondem Lockenkopf, in ein blaues Gewand gekleidet. «Das ist die Agnes, die sich mit dem Grünen Heinrich betrunken hat», warf Keller einmal hin (Baechtold Bd. 1, 1894 S. 107). Dazu ergänzte Ermatinger Bd. 3, erstmals 1919 S. 552: Nach einer mündlichen Überlieferung soll sie Anna Lettenbauer geheißen haben. Im Roman *Der grüne Heinrich* (Neue Ausgabe 3. Band, 11.-15. Kapitel) ist Agnes jene seltene Erscheinung eines anmutigen Mädchens, Modell von Lys, das am Künstlerfest als Diana auftritt und schliesslich mit Lippen, die noch nie geküßt, Reinhold ihr Jawort gibt (HKKA 2 S. 172, 261). Aus romantisch verfehlter Leidenschaft wird ein gesellschaftlich ehrenhaftes Eheglück.

Orpheus Gottfried Keller

Am 13. September 1889, acht Wochen nach Kellers siebzigstem Geburtstag, übergaben Albert Fleiner und Richard Kissling, Abgeordnete aus einem von zwölf Freunden ad hoc gebildeten *Gottfried Keller-Ausschuss*, dem Gefei-erten als kostbares Geschenk das Unikat einer in Gold geprägten Medaille von 69 mm und 244 g, die im Avers sein Porträt und im Revers Orpheus in der Wildnis als Verherrlichung der Dichtkunst vorstellt (Zentralbibliothek Zürich, GKN 334). Orpheus, in der antiken Welt vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert an eine sagenhafte Gestalt aus der Megalithkultur der Thraker, personifizierte bei den Griechen den zaubermächtigen König-Priester einer Vegetationsgöttin und Stifter von Mysterienkulten, die in die Bronzezeit des zweiten Jahrtausends zurückgingen. Der Kitharode bezwang durch die Macht seines Gesangs und Saitenspiels die Menschen, besänftigte die Tiere, bewegte die Bäume, rührte die Götter des Totenreichs. Schon Polygnotos, der berühmteste Maler des fünften Jahrhunderts, hatte den Sänger in seinen Apollon geweihten Wandgemälden in Delphi als Griechen dargestellt. Siebenhundert Jahre danach, im späten dritten Jahrhundert, beschrieb der Sophist Philostratos der Jüngere Orpheus und die Tiere der Wildnis als gemaltes Bild, was Goethe im Nachtrag zur Abhandlung *Philostrats Gemälde* von 1820 mit einleitendem Aperçu wiedergab: «Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten.» Dies konnte sich Keller vergegenwärtigen, besass er doch *Goethe's sämtliche Werke in vierzig Bänden* von 1840 (*Nachträgliches zu Philostrat's Gemälden* im 30. Band, Zitat S. 476).

Der Maler Arnold Böcklin (1827-1901), Meister mythologischer



Goldmedaille 1889: Revers.

Szenerien, fertigte für Anton Scharff (1845-1903), den Kammermedailleur in Wien, viele Entwürfe, die erst im persönlichen Gespräch bereinigt werden konnten. Das Profil des Dichters im Hochrelief entspricht seinem Frontispiz für die *Gesammelten Werke* 1889, hier umkränzt von Lorbeer, schütter das Haar, struppiger der Bart und unter dem Lid ein Blick nach innen. Für die rückseitige Erfindung griff der Künstler auf seine Grisaille *Die Götter Griechenlands* zurück, eine Illustration für *Schillers Gedichte. Jubiläums-Ausgabe* (Stuttgart 1859-1862 zu S. 123), worin Apollon in arkadischer Landschaft vor den Hirten die Kithara schlägt. Nun sitzt jener Apollon Kitharoidos als jugendlich nackter Orpheus auf einer Felskuppe, dem sich der Löwe anschmiegt, eine Löwin und ihr Junges lauschen, ein Hase sein Männchen macht, Bäume ihr Laub zuneigen. Böcklin, der die pompejanische Malerei seit 1863 über die Meister der Renaissance erhob, entnahm die Bildidee dem kolossalen Gemälde *Orpheus und die Tiere der Wildnis* der Casa di Orfeo von Pompei, einer hellenistischen Dekoration des vespasianischen Vierten Stils (um 70), die 1874 entdeckt worden war. Von Philostratos stammt der Hase wie auch das Antlitz des Orpheus, von

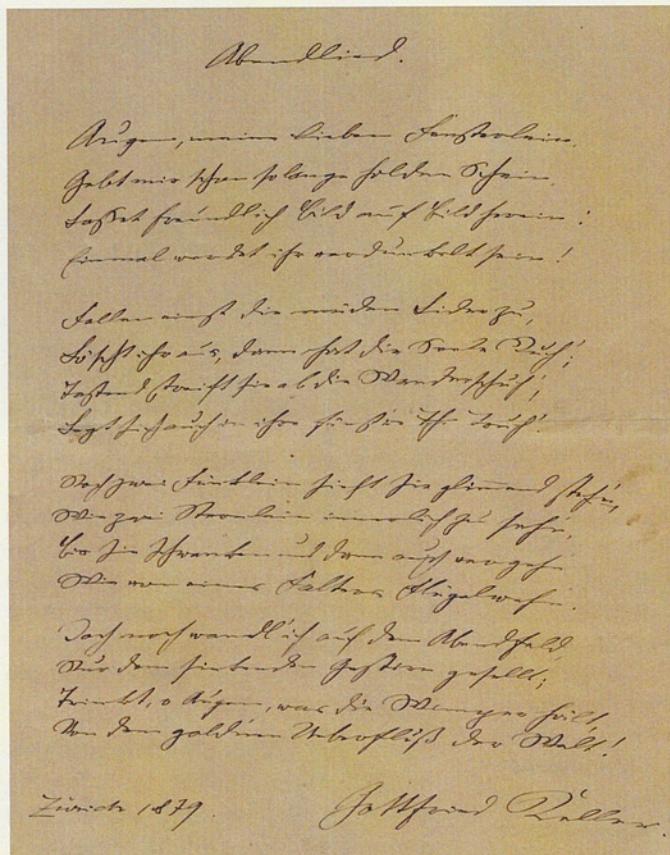


Goldmedaille 1889: Avers.

dem es dort mit Goethes Worten heisst: «sein Auge aber ist geistreich, zartblickend, von dem Gotte voll, den er besingt». Die mächtige Konzert-Kithara, drei- statt sieben-saitig, stellt in der Komposition die archaische Note dar.

Als Keller an jenem Tag die Medaille in Händen hielt, sein Bildnis auf dem glänzenden Metall aus den Tiefen der Erde in erhabener Ausdrucksform zu schauen, **kamen dem Meister Gottfried Tränen der Freude und der Rührung in die Augen** (so berichtete Fleiner 1897, 1915 S. 74-75), **und auf den Sänger der Wildnis und der Unterwelt deutend, sagte er:** Das ist das Ende vom Lied. Sie werden es sehen, meine Freunde. Ich fühl' es! Er war Orpheus, der in *Hadlaub* heraufzitierte mythische Minnesinger (HKKA 6 S. 49), auf Goldgrund in antiker Gestalt lebendig zu den Göttern und Heroen verewigt. Zehn Monate später endete sein irdisches Dasein.

Dieß reinste Gold der Lyrik



Abendlied: Autograph von Gottfried Keller, datiert 1879, für Jakob Baechtold (1848-1897), gelangte von dessen Witwe zu Hans Bodmer (1863-1948), Gründer des Lesezirkels Hottingen 1882 und dessen Präsident 1900-1933. Blatt 24,8 x 19 cm, von der Zentralbibliothek Zürich 1949 erworben, Ms. GK 22m.1. Gegenüber Seite 17 Druck der endgültigen Fassung in Gottfried Keller: *Gesammelte Gedichte*, Berlin 1883 S. 33. Daneben ladinische Übersetzung *Chanzun da la Saira* (1919) aus Peider Lansel: *Poesias originals e versiuns poeticas*, hrsg. von Andri Peer, [Celerina] 1966 S. 173-174 (Zitat), 356, 447.

Kellers Lyrik gehört, im Gegensatz zu jener von Conrad Ferdinand Meyer, nicht zu seinen schwerwiegenden Ausdrucksformen. Am berühmtesten sind beide Eckpfeiler, die vierstrophigen Gedichte *Winternacht* von 1846/51 und *Abendlied* vom Januar 1879, ursprünglich unter dem Titel *Abendgang* (Ms. GK 21 S. 23; Weber 1995 S. 66-67). Dieser im 15. Jahrhundert geprägte Begriff bezeichnet hier (wie andere Komposita Kellerscher Prägung: *Abendstadt*, *Abendstreif*, *Abendwege*) die Situation eines Wanderers bei Sonnenuntergang im Innehalten auf dem Abendfeld, wenn er im rötlichen Abendschein schwindendes Leben betrachtet. Die Seele kommt zur Ruhe, indem sie, angesichts des Sterbenmüssens, Abschied von der Welt nimmt, denn in der Vergänglichkeit liegt auch die Erfüllung.

Chanzun da la Saira

Gottfried Keller

Ögls, meis ögls, o chars meis balconets,
ch'uschè lönch fingià glüsch m'vaivat fat:
ad ün gnir laschai gnir aint dalets;
ünsacur'eir vus as stüdarat.

Cura stanguels per adüna 'ls clers
ögls as suoglian, pasch po l'orm'avair,
palpügliand tir'oura seis chalzers
ed as mett'a pos aint il scrign nair.

Duos stailinas vez'l'amo flippir,
be duos sbrinzlas, da per ell'infin
cha eir quellas vegnan a svanir,
stüzzas sco tras l'ala d'ün splerin.

Mo intant ch'eu uossa vegn amo
tras la sair'a stailas m'cumpagnond,
ögls bavai, tuot quai ils tschagls pon pro,
l'abundanza d'bel chi spordsch'il muond.

Das Gedicht macht wirklich den Eindruck, es sei ohne viel menschliches Zutun entstanden und mehr von seinem Dämon, vom innersten Geist seines Lebens geschrieben worden; es lässt das Persönliche fast ganz aus dem Spiel; es holt nichts als reine Daseinsfreude aus dem Menschen, der doch gerade jetzt, mit zunehmendem Alter allerhand Gebrechen zu spüren anfängt; gleichzeitig rückt es aber mit keinem Wort das eigene Verdienst unter die Gründe des herrlichen Jubels. Hermann Boeschstein: *Gottfried Keller. Grundzüge seines Lebens und Werkes*, Bern 1948 S. 158.

Augen, meine lieben Fensterlein,
 Gebt mir schon so lange holden Schein,
 Lasset freundlich Bild um Bild herein:
 Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

fallen einst die müden Lieder zu,
 Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh';
 Taftend streift sie ab die Wanderschuh',
 Legt sich auch in ihre finst're Truh'.

Noch zwei Fünklein steht sie glimmend steh'n,
 Wie zwei Sternlein, innerlich zu seh'n,
 Bis sie schwanke und dann auch vergeh'n,
 Wie von eines Falters Flügelweh'n.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
 Nur dem sinkenden Gestirn gefellt;
 Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
 Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Für den Erstdruck des Gedichts (*Deutsche Rundschau* Bd. 20, September 1879 S. 454) ersetzte Keller im Manuskript vom Januar 1879 beim 12. Vers «Mückleins» durch «Falters» und den Titel *Abendgang* durch *Abendlied*, womit er jenes von Matthias Claudius anklingen liess, in dem hundert Jahre zuvor der Mond christlicher Hoffnung aufgegangen war (Weber 1995 S. 67). Das Autograph für Baechtold entspricht dieser Fassung (Verschieb im 8. Vers). Erst Kellers *Gesammelte Gedichte* von 1883 bieten die hier abgebildete Fassung, wo im 3. Vers statt «Bild auf Bild» endgültig «Bild um Bild» steht (wie auch in *Winternacht* im 12. Vers statt «Glied für Glied» endgültig «Glied um Glied»). Am Weg von Rigi First nach Rigi Kaltbad ist in der Naggelfluhwand ein Schild mit den beiden letzten Versen angebracht, die auf den weiten Ausblick von da nach Südwesten, über das Kreuz des Vierwaldstättersees zum Pilatus, hinweisen.

Theodor Storm (1817-1888), ein Experte in Sachen Lyrik, bekundete für Kellers *Abendlied* am 20. September 1879 uneingeschränkte Bewunderung: «Augen meine lieben Fensterlein» Dieß reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der «Rundschau», und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Mal und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr Einzelnes von solcher Qualität. Keller antwortete am folgenden 20. Dezember nicht ohne Herabminderung, das Lob habe ihn um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die pa[a]r Ströphchen entstanden sind; man könne mit dergleichen Lufttönen jedoch nicht allein durch's Leben kommen, es brauche wohl noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort (Laage 1992 S. 47, 51, 162 Anm. 7).

Aus der späteren Rezeption von Kellers Schwanengesang ist das hier wiedergegebene Kuriosum erwähnenswert. Am 19. Juli 1919 publizierte die *Neue Zürcher Zeitung* die Übersetzung *Chanzun da la Saira* aus dem Privatdruck *Dudesch poesias da Gottfried Keller in ladin tras Peider Lansel Ediziun da 100 exemplars*, der in Genf gleichentags erschienen war. Dadurch erhielten weite Leserkreise Einblick in jene klangvolle Ausdruckswelt, welche Peider Lansel (1863-1943), der bahnbrechende Erforscher des ladinischen Sprachguts und grosse Lyriker, mit Keller verknüpfte, den er bewunderte. Krönung seines Lebenswerks war die Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landessprache durch die eidgenössische Volksabstimmung vom 18. Februar 1938.

Vier Befunde der Germanistik seien hier angeführt (weitere verzeichnet Gerlach 2003 Nr. 1547-1564). In seiner tiefsten Schicht kündigt das Gedicht davon, daß – in dem Maße wie vergangene Kindheit holde Kindheit ist – erst vergehendes Leben vollkommenes Leben sein kann: Kaiser 1985 S. 10-20. (Zitat 19-20). Die Innenwelt des Dichters ist so groß und weit, daß er das Licht der Aussenwelt in der Tiefe seines Bewußtseins [da] noch, empfindet, wenn durch die gesunkenen Augenlider die Quelle des Lichts abgeschlossen ist: Otto 1989 S. 458. Dem Gedicht eignet als ein Strukturmerkmal Zweideutigkeit oder Uneindeutigkeit: Niewöhner 1991 S. 12. Das so arglos einsetzende *Abendlied*, das anscheinend nur den Abschied vom Tag besingt, enthüllt sich unversehens als Todeselegie, aus der ein Preislied des Lebens erwächst: ein Preislied, das seine Intensität aus dem Bewußtsein des Todes zieht. Das Glück der Weltfülle ist der Erfahrung der Lebensgrenze abgewonnen: Sautermeister 2010 S. 28-31 (Zitat 29).

Von solchen Gedankeninterpretationen distanziert sich ernüchert eine Sprachanalyse des querdenkenden Ludwig Hohl (1904-1980), geschrieben in Den Haag 1936. Von Kellers Lyrik läßt Hohl einzig den Schluss von *Der Taugenichts* (Erstdruck 1851) gelten, exakt zwölf Verse Kellers, die aufbewahrt werden müssen – auch die vier Strophen vom *Abendlied* fallen durch, das heißt, daß Gottfried Kellers Versdichten der reinste Dilettantismus war (Hohl 1954 S. 324, 321).

Stimmen der Zeitgenossen

Dreizehn Stimmen bringen den dunklen, schwierigen Menschen, der Keller war, zur Anschauung. Die klugen Gewährsleute waren gebildet, weltgewandt, und zwölf kannten den Dichter persönlich. Fast alle (Varnhagen und Spyri ausgenommen) beschrieben bei der Niederschrift eine feste Grösse, als Keller gestorben war und, längst berühmt, in geistiger Gestalt vor Augen schwebte. Sie sahen im ungeschliffenen Diamanten die funkelnden Facetten blitzen, von jeder Seite anders. Aber alle unterliessen es, den Dämon des schöpferischen Menschen aufzudecken, selbst Meyer, der ihn wahrgenommen, aus gebotener Distanz schweigsam. Die Jahreszahlen bedeuten die Erlebniszeit, worauf sich das Zitat bezieht.

Karl August Varnhagen von Ense 1854

Nachmittags Besuch von Herrn Gottfried Keller. Sein «Grüner Heinrich» ist ein Roman wie Rousseau's Bekenntnisse einer ist, voll Psychologie, unbeabsichtigter Pädagogik, frischer Naturbilder, alles in edler höherer Haltung. Zu den dort abgelegten dichterischen Bekenntnissen fügt er mündlich noch andre mehr prosaische. Ein eigenthümlicher, gehaltvoller Mensch, aber für die Welt etwas verschoben, nicht ganz brauchbar zugerichtet! Karl August Varnhagen von Ense (1775-1858): *Tagebücher*, Bd. 11, Hamburg 1869 S. 14 (zum 30. März 1854). Der Literat aus Düsseldorf wurde Dr. med. 1808, preussischer Ministerresident in Karlsruhe 1816-1819, spielte danach in Berlin die Hauptrolle in einem intellektuellen Milieu höherer Geselligkeit, glänzender Causeur von sanguinischem Temperament, geistvoller Beobachter seiner Epoche, der im Gespräch auch die Ranküne nicht zurück-

hielt. Noch vor der persönlichen Begegnung gab Keller, soeben in Berlin angekommen, die Absicht, sich vom einflussreichen Weltmann (der 1846 seinen ersten Gedichtband begrüsst hatte) kutschieren zu lassen, mit flapsigem Kalauer bekannt: Bis jetzt habe ich noch keine literarische Laus hier gesehen. Werde nun aber doch den Harnwagen von Ense aufsuchen und mich bescheiden hinten aufsetzen, denn jemand muß man doch kennen (an Ferdinand Freiligrath, 30. April 1854). Sein Besuch erfolgte erst am 4. März 1852, dann zwei Jahre später und fortan einigemal, wobei er die Distanz seiner Generation zum scharfzüngigen Gesellschaftslöwen bald bestätigt sah: Varnhagen lebt eben in der Vergangenheit (an Hermann Hettner, 26. Juni 1854). Am 4./5. Juli 1856 besuchte der Siebzigjährige mit seiner Nichte Ludmilla Assing, die vom Autor des *Grünen Heinrich* mehr als begeistert war und ihn ins Herz geschlossen hatte, diesen in Zürich, wo die drei den See bis Stäfa befuhren und sogar auf den Uetliberg stiegen. Der Zürcher Gelehrte Ernst Howald (1887-1967) setzte ein Jahrhundert später dem vergessenen letzten Augenzeugen der Goethezeit ein virtuelles Denkmal (*Deutsch-Französisches Mosaik*, Zürich 1962 S. 149-173).

Max Ring 1853-1855

Körperlich unscheinbar, klein und untersetzt, mit einem Kopf, der auf den ersten Blick mehr Charakter als Geist verriet, dabei scheu, fast schroff, in sich gekehrt und schweigsam, aber still und scharf beobachtend, konnte Keller bei oberflächlicher Bekanntschaft leicht übersehen werden und eher abstoßen als anziehen. Erst wenn man ihm näher trat und er auftaute, was besonders im traulichen Zwiegespräch und bei einem Glase Wein geschah, überraschte und

fesselte er durch die Originalität seines Geistes und durch einen liebenswürdigen, zuweilen schalkhaften Humor, den man am wenigsten unter dem knorrigem Äußeren gesucht hätte. Mit diesen Vorzügen verband er eine ideale Lebensanschauung, die ehrenwerteste Gesinnung, ein seltenes Zartgefühl und eifrige Gerechtigkeitsliebe, wofür er mir manche interessante Beweise gab. Max Ring (1817-1901): *Erinnerungen*. Bd. 2, Berlin 1898 S. 107. Der schlesische Literat, Dr. med. 1840 und seit 1850 in Berlin als Theaterkritiker, Feuilletonist und Romanautor ungemein produktiv, Freund und Hausarzt Varnhagens, war seit 1853 mit Keller bekannt, der ihn wie folgt beschrieb: Ein rühriger und talentvoller Bursche, welcher noch vieles machen wird; er geht aber nicht in die Tiefe (an Hermann Hettner 3. August 1853), doch Mich hält er für einen komischen Esel (an Emil Palleske, 4. Dezember 1854). Ein wenig Neid angesichts von Rings literarischer Produktionsgewandtheit (an Hettner, 6. Mai 1854) könnte Keller etwas nachträgerisch gestimmt haben. Später zeigte er sich versöhnlich gestimmt: Ich lasse ihn bestens grüßen, er war freundlich und gut gegen mich (an Ludmilla Assing, 21. April 1858). Indessen tönt Rings Anerkennung nach Kellers Tod vielleicht ungetrübter, als das Verhältnis einst war.

Johanna Spyri 1874

Ich bin immer unsicher in seiner Gesellschaft, so als säße ich einem Menschen vorüber, der sehr gut redet, dem ich aufmerksam zuhöre, aber immer mit der heimlichen Besorgniß, er werde mir unversehens etwas Uebelriechendes in's Gesicht werfen. Er hat mir dieß noch jedes Mal gethan, wenn ich mich zu ihm setzte. Johanna Spyri / Conrad Ferdinand Meyer: *Briefwechsel 1877-1897*. Mit ei-

nem Anhang: *Briefe der Johanna Spyri an die Mutter und die Schwester C. F. Meyers*, hrsg. und kommentiert von Hans und Rosmarie Zeller, Kilchberg 1977 S. 95-96: Brief von Johanna Spyri-Heusser (1827-1901) an Betsy Meyer (1831-1912) vom 15. Dezember 1874. Als Johanna Spyri ihrer besten Freundin dieses Urteil bekannte, war sie schriftstellerisch noch niemand. Die Kinderbuchautorin trat erst 1878 anonym und 1880 in der zweiten Auflage des im Jahr zuvor publizierten Erfolgsbuchs *Heidis Lehr und Wanderjahre* mit ihrem Namen hervor. Das vulkanische Element Kellers dürfte auf die Frau und Mutter, die in ständiger Sorge um ihren einzigen, herzkranken Sohn Bernhard Diethelm (1855-1884) lebte, zunehmend abschreckend gewirkt haben.

Hans Weber 1872-1875

Bekanntlich war Gottfried ein tiefer Kenner und meisterhafter Darsteller des Frauencharakters nach allen Richtungen hin. Wie und woher der Junggeselle sich diese Kenntnisse und Erfahrungen erworben, blieb mir immer ein Rätsel. [...] Es scheint, daß die dichterische Intuition auch hier dem scharfen Beobachter gar manches geoffenbart hat, was andere nur auf dem Wege langer Erfahrung erforschen können. Hans Weber (1839-1918): *Erinnerungen an Gottfried Keller* (geschrieben um 1895), in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 756, 9. Juni 1918; Nr. 790, 16. Juni 1918 (Zitat); Nr. 859, 30. Juni 1918 (erweiterter Separatdruck, 1918). Dr. iur. Hans Weber aus Zofingen, mit Keller seit 1871 bekannt, wirkte von 1872 bis 1875 als Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, danach bis 1908 als Bundesrichter in Lausanne. Der Staatsschreiber und seine Schwester Regula waren mit ihm und seiner Frau Julie, den Töch-

tern Frida und Alma in fröhlicher Duzfreundschaft verbunden.

Jakob Baechtold um 1880

Und was für ein Erzähler war Gottfried Keller auch hinter dem Wirtstisch! Im Vorbringen gemütlich-humoristischer Sachen einfach unvergleichlich. Ein ausgesprochenes komisch-mimisches Talent unterstützte ihn dabei, und ein leichter Sprachfehler, die mangelhafte Aussprache des «sch» das wie mit vorhergehendem «l» vermischt tönte, erhöhte die oft überwältigend lächerliche Wirkung. Jakob Baechtold (1848-1897): *Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher*, Bd. 3, Berlin 1897 S. 294. Der Germanist aus Schleithelm, Dr. phil. 1870, kam 1878 nach Zürich, wo er an der Höheren Töchterschule und am Lehrerinnenseminar unterrichtete, bis 1884 auch als Feuilletonredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* wirkte. Er trat dem verehrten Dichter näher, wollte schon 1877 dessen Biographie schreiben, was dieser ablehnte – doch werde er ihn dereinst zu meinem Nachlaßherausgeber ernennen, da Sie so herausgabelustig sind (an Baechtold, 28. Januar 1877). Nach einem kränkenden Widerruf dieser Zusicherung kam es Ende 1885 durch ein Zerwürfnis zum völligen Abbruch des persönlichen Verkehrs. Der Goethe- und Mörike-Forscher, seit 1880 Privatdozent, wurde 1888 in Zürich Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte und nahm 1890 als Vertreter der Universität Einsitz im Kuratorium der Gottfried Keller'schen Nachlassverwaltung. So fiel der Dichter gegen seinen Willen posthum in die Obhut des ungeliebten Editors. Die tragenden Pfeiler der bahnbrechenden Biographie waren Kellers Briefe, dazwischen bildeten Baechtolds Textpartien lebensbeschreibende Zonen mit Werkerläuterungen. Seine Darstellung be-

stimmte das Bild von Kellers Persönlichkeit, unter dem Autornamen des nachfolgenden Bearbeiters Emil Ermatinger (1873-1953, Professor in Zürich 1912-1943) teils wörtlich reproduziert oder simplifiziert, teils wesentlich ergänzt, bis zur 8. Auflage 1950. Der Keller-Forscher Jonas Fränkel (1879-1965, Professor in Bern 1909-1949) zollte der Leistung Baechtolds in einer ätzenden Analyse von Ermatingers Einflussnahme 1916 die gebührende Anerkennung (in: *Göttingische gelehrte Anzeigen*, Jg. 178 S. 681-706).

Bernhard Seuffert 1881

Das Erfinden scheint der leichtere Teil seiner Überlegung gewesen zu sein; der kunstmäßigen Darstellung bis ins Kleinste opferte er harten Fleiß. [...] Ferner hielt Keller darauf, auch die Prosa müsse einige metrische Gesetze befolgen, das Zusammenstoßen von Vokalen wie das von Konsonanten meiden; so empfand er z.B. «Du kommst spät» als unerträgliche Härte wegen der Aufeinanderfolge der sechs Konsonanten mmstsp; auch auf Abwechslung der Vokale habe der Prosaist zu sehen. Bernhard Seuffert (1853-1938): *Erinnerungen an Gottfried Keller*, in: *Münchener Neueste Nachrichten*, 5. September 1890. zitiert aus Zäch 1952 S. 186. Der Germanist Dr. phil., Privatdozent aus Würzburg, besuchte Keller 1881 in dessen Wohnung in Enge und war mit ihm abends im Zunfthaus zur Meisen zusammen. 1886 wurde er Professor für deutsche Philologie in Graz, wo er bis 1924 lehrte.

Otto Brahm 1882

Auf seinen kurzen Beinchen schritt er langsam einher, schwer tragend an dem fast kugelfunden Oberkörper: ein Bild von Würde und Behagen, von träumerischem Wohlbefinden und doch sicherer Gravität. Alles an ihm, die Klei-

dung, der schöne, graue Vollbart, war adrett und gut gehalten; eine Atmosphäre von zierlicher Reinheit und Nettigkeit umgab ihn, und man empfand auch hier, daß der Mensch der Stil ist: von wohlgepflegter Haltung und Sauberkeit beide. Otto Brahm (1856-1912): *Gottfried Keller. 1819-1890*, in: *Freie Bühne für modernes Leben*, Jg. 1 Nr. 25, 23. Juli 1890 S. 657-661; Nr. 26, 30. Juli 1890 S. 681-685 (Zitat). In Brahm: *Kritische Schriften*, Bd. 2, Berlin 1915 S. 224-228. Der Germanist aus Hamburg, Dr. phil 1879, war Theaterkritiker in Berlin, trat mit Biographien von Kleist sowie Schiller hervor (1884-1892) und wurde als Theaterdirektor seit 1894 zu einem Wegbereiter des Naturalismus. Als Brahm im August 1882 Keller besuchte, traf er den Dichter in voller Frische *at his best*. Im August 1884 sah er ihn im Thaleck und wiederum im Herbst 1886, zuletzt im November 1889 in Baden, wo ihm das düstere Bild geistiger Zerstörung in Erinnerung blieb (ebenda S. 685). Brahm rezensierte 1880-1886 Kellers Werke in mehreren Aufsätzen. Die Einleitung seiner zusammenfassenden Publikation *Gottfried Keller. Ein literarischer Essay* (1883), nach den Abhandlungen von Heinrich von Treitschke (1860) und Friedrich Theodor Vischer (1874) die dritte Monographie zu Lebzeiten des Dichters, stellt apodiktisch fest: Heute ist es entschieden, daß er zu den allerersten deutschen Dichtern gehört.

Elisabeth Förster-Nietzsche 1884

Für gewöhnlich hatte Kellers Gesicht etwas Grämliches, Gleichgültiges, so daß man kaum begriff, daß ein Dichter von solch ergötzlichen Erzählungen so aussehen konnte. Sobald er aber lächelte, blitzten die Augen voller Schelmerei, und das ganze Gesicht nahm den Ausdruck einer

geistvollen Schalkhaftigkeit an. Elisabeth Förster-Nietzsche (1846-1935): *Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Gottfried Keller*. In: Friedrich Nietzsche (1844-1900): *Gesammelte Briefe*, Bd. 3/1, hrsg. von Elisabeth Förster-Nietzsche und Curt Wachsmuth, Berlin 1904 S. 216. Die Schwester und Biographin des Philosophen begleitete ihn 1884 bei seinen Aufenthalten in Zürich (vom 12. bis 15. Juli und 26. September bis Ende Oktober) und war anfangs Oktober, als Keller die beiden unerwartet besuchte, bei dieser *Entrevue* zugegen.

Conrad Ferdinand Meyer 1876-1890

Keller war gar kein einfacher Charakter, er war sehr zusammengesetzt, sehr verwickelt. Es lag viel Raffiniertes in seiner Natur. Neben Grobem, Hartem, Rücksichtslosem eine grosse Weichheit und Feinheit der Empfindung, die man nicht hinter dem groben Kerl gesucht hätte. [...] Es lag ein Zug von grosser Indolenz in seinem Charakter. Deshalb hat er auch keine Frau bekommen. In seiner ganzen Lebensführung sieht man das: er liess die Sachen an sich kommen. Daher müssen auch bei ihm die Mädchen um die Männer werben. Die Männer thun es nicht. Sie lieben, unternehmen aber nichts, ihre Liebe durchzusetzen, und beklagen sich bitter, wenn sie nicht wiedergeliebt werden. [...] Wir standen uns nicht nahe, aber wir sahen uns doch öfter. An einem schönen Abend hat er mir einmal seine Freundschaft angeboten. Ich lehnte sie nicht ab, obgleich ich wusste, dass nichts dabei herauskommen konnte. Wir haben beide dann keinen Gebrauch davon gemacht. Conrad Ferdinand Meyer (1825-1898): *Gottfried Keller*. In: *Bei Conrad Ferdinand Meyer. Ein Gespräch. Mitgeteilt von Fritz Koegel, Düs-*

seldorf, in: *Die Rheinlande, Monatsschrift für deutsche Kunst* 1 (1900) S. 32. Die beiden sich weSENSfremden Dichter waren einander von Jugend an flüchtig bekannt, begegneten sich später meist zufällig, mehr förmlich als freundlich, und korrespondierten verbindlich seit 1871 (mit 58 gegenseitigen Grüssen bis 1889). Meyer, welcher eine Art pedantischer Kauz ist bei aller Begabung (Keller an Paul Heyse, 26. Dezember 1876), war ängstlich darauf bedacht, den Unmut seines Widersparts nicht zu schüren. Keller aber liess Theodor Storm gegenüber am 29. Dezember 1881 seinem unüberwindlichen Misstrauen freien Lauf: Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst eine Million geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet, weil er voll kleinlicher Illoyalitäten und Intrigeln steckt. Dr. phil. Fritz Koegel (1860-1904), Lyriker und Nietzsche-Forscher aus Jena, besuchte den Dichter in Kilchberg am 1. Oktober 1890. Meyer hatte soeben im August seine denkwürdigen *Erinnerungen an Gottfried Keller* veröffentlicht und gab sich nun mündlich rückhaltloser zu erkennen; denn jene seien, bekannte er Koegel, mit viel Auswahl und Vorsicht geschrieben. Koegel protokollierte Meyers Darlegungen und Aperçus möglichst getreu: Den Gang unsres Gesprächs hab ich einige Wochen später in Palanza niedergeschrieben, als der Klang seiner Worte noch lebendig in mir war (ebenda S. 27).

Peter Hille 1889

Noch immer höre ich die heisere, leise Stimme, die an eine bescheidene Silberdistel erinnerte; noch immer sehe ich die steile Stirn mit den tiefen, gleichen Furchen, die künstlerische Arbeit über diesen Acker des Geistes

gezogen, noch immer höre ich diesen biedern Züribieter, wie er mir im Eisenbahnwagen zuraunte: «Er süßt». Das war alles, was er von diesem Meister Gottfried zu sagen wußte. Peter Hille (1854-1904): *Deutsche Dichter der Gegenwart. Erstes Dutzend*, in: *Die Gesellschaft, Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Sozialpolitik* 16/2 (1900) S. 351. Der westfälische Schriftsteller und Aphoristiker befand sich von 1888 bis 1891 als dichtender Vagant auf Wandschaft. Im Frühling 1889 fuhr er mit der Bahn von Basel nach Zürich, wo er mit Keller im Gasthaus zum Pfauen verkehrte.

Adolf Frey 1877-1890

Der herbe Meister Gottfried konnte seinen Freunden Treue halten und Dankbarkeit erweisen, aber nachgeben, sich anlehnen, das kleinste Stück seiner Unabhängigkeit fahren lassen, das konnte er nicht, als alter Mann erst recht nicht. Böcklin, liebenswürdiger, konzilianter, weniger spröde, an Jahren und sonst in allem jünger, bequemte sich und schmiegte sich an, nicht mit Berechnung oder Überwindung, sondern dem Herzenstrieb folgend, so daß Gottfried Keller über ihn eine Art Tyrannis übte, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. [...] Denn so stachelig und jäh Meister Gottfried zuweilen sein konnte, er war eine feine Natur und von einer sittlichen Größe, die nicht leicht ihresgleichen findet. Adolf Frey (1855-1920): *Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde*, Stuttgart 1903 S. 246-247. Der junge gelehrte Germanist, Dr. phil. 1878, hatte sich im Jahr zuvor noch als Student bei Keller und Meyer eingeführt. Beide förderten ihn auf ihre Weise, was er zeitlebens mit rühmender Darstellung und kritischer Würdigung ihres Dichtertums vergalt. Seit 1882 wirkte der Privatdozent als Gymnasiallehrer

in Aarau, erst 1898 wurde er als Baechtolds Nachfolger in Zürich Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte. Der Gelehrte trat auch schriftstellerisch als Lyriker, patriotischer Festspielsdichter und Romanautor hervor. Nebenbei publizierte er 1892 seine wertvollen *Erinnerungen an Gottfried Keller* (in erweiterter Auflage 1893). Ferner gab Frey 1900 die grundlegende Biographie Meyers, später auch dessen Briefe und unvollendeten Prosadichtungen heraus, und schrieb Monographien über die vier Künstlerfreunde Arnold Böcklin, Rudolf Koller, Albert Welti und Ferdinand Hodler.

Ricarda Huch 1887-1890

Der kleine Gottfried war ein Bursche, wie es wohl manch einen in Zürich gibt: schweigsam und trotzig bei innerlicher Regsamkeit und Zärtlichkeit, lernbegierig trotz träumerischer Faulheit, zugleich ehrlich und listig, trocken und phantastisch, fest in seiner krausen Eigenart steckend. Über dieser drolligen Mischung herrschte ein mächtiger Intellekt, der sich langsam der Erscheinungen bemächtigte, die ihn umgaben, um schliesslich die Welt zu umfassen. Gab es einen Riss in Gottfried Kellers Wesen, so bestand er in diesem Übermass des Intellektes, dem ein gleich starker, auf das tätige Leben gerichteter Wille nicht entsprach, was sich in seinem Äusseren ausprägte durch das grosse Haupt mit der herrlichen Stirn und den schönen Augen auf dem kleinen, kurzbeinigen Körper. Ricarda Huch (1864-1947): *Gottfried Keller*, Berlin [1904] S. 13. Die hochbegabte Tochter aus wohlhabender Kaufmannsfamilie in Braunschweig, nachmals Dichterin und bedeutende Historikerin, kam 1887 nach Zürich und bezog als Maturandin zwei gemietete Zimmer in Hottingen an der Gemeindestrasse 25, im gleichen

Haus, in dem Keller mit Mutter und Schwester von Dezember 1855 bis September 1860 gelebt hatte (1897 abgebrochen). Sie kannte den Dichter des *Grünen Heinrich* nicht persönlich, der in unmittelbarer Nähe am Zeltweg wohnte, an dessen Häusern ich manches Mal am späten Abend den alten Gottfried Keller, klein und gebückt, für mich eine große, verehrte Gestalt, hinstapfen sah, wie es ihr noch gegenwärtig war (*Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen*, Zürich 1938 S. 24).

Lisette Graf 1890

Manchmal, wenn er unter Heimweh litt, konnte er fröhliche Menschen gar nicht sehen. Und wenn er in Berlin über den Weihnachtsmarkt ging, beneidete er die ärmsten Menschen, die fröhlich sein konnten. Auch sein «O mein Heimatland», über das er oft mit der Schwester sprach, sei aus furchtbarem Heimweh hervorgegangen. Er liebte seine Heimatstadt Zürich, den See, die Menschen und ihre Geschichte. Lisette Graf, Diakonisse des in Zürich 1887 am Zeltweg 23 domizilierten Bethanien-Vereins, 1890 bis Ende Juni Kellers Pflegerin: *Gottfried Kellers letzte Tage. Erinnerungen einer Diakonissin. Mitgeteilt von Theophil Mann*, in: *Frankfurter Zeitung*, 5. August 1922 (Zäch 1952 S. 241).



Gemälde von Ernst Würtenberger (1868-1934), um 1910. Eigentum der Zunft Hottingen Zürich (Text Seite 3, Reproduktion SIK-ISEA Zürich).

Gottfried Keller in Wort und Bild



Kellers erstes Porträt (1841).

Dieser gewaltige Geist, in welchem die tiefste Zartheit der Empfindung plötzlich in vulkanisches Toben ausbrach, der still und fleißig seine Wunderwerke spann, bis ihn eine Dämonie wie einen schäumenden Nöck aus den stillen Tiefen rief, war beim Pokulieren der schlichteste, echtste und größte Schweizer, der es sehr übel nahm, wenn irgend jemand seiner Werkstatt in die Scheiben sah. Später aber haben wir doch von Literatur «geschwätzt». Er hat mir sogar ein wundervolles Wort gesagt vom Wesen der Dichtung. Einst fragte ich ihn, als er schon sänftiglich auf solche Themata einging: Wie man denn es mache, daß aus allen Versen und Zeilen so die geschlossene Eigenart, das Absonderliche, die unnachahmliche Persönlichkeit herausleuchte? «Wie wird man», fragte ich unerschrocken, «eigentlich zum Dichter?» Gottfried Keller sann lange überm Glase, und dann sagte er ganz weich und leise: Wenn du das Wunder in dir entdeckst – dann bist du einer!

Carl Ludwig Schleich (1859-1922) überlieferte dies in seinem Bericht *Zürich und Gottfried Keller*, in: *Das Tagebuch*, hrsg. von Stefan Grossmann, Jg. 1 Heft 19, Berlin 22. Mai 1920 S. (639-) 650-651; in Schleich: *Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen (1859-1919)*, Berlin 1921 S. 129. Der Arztsohn aus Stettin, ein ideenreicher Phantast und Literat, der Opersänger werden wollte, studierte seit 1880 in Zürich, wo er mit Keller verkehrte, promovierte 1886 in Berlin zum Dr. med. und leitete hier seit 1889 eine chirurgische Privatklinik. Er entdeckte 1892 die nach ihm benannte bahnbrechende Methode der Lokalanästhesie (*Schmerzlose Operationen* 1894). Schleich war ein Menschenfreund, auch Poet, Komponist und Maler, mit Strindberg eng befreundet, zuletzt vorwiegend philosophischer Schriftsteller (Nekrolog von Adolf Gottstein, in: *Deutsches biographisches Jahrbuch*, Bd. 4, Berlin 1929 S. 233-241).

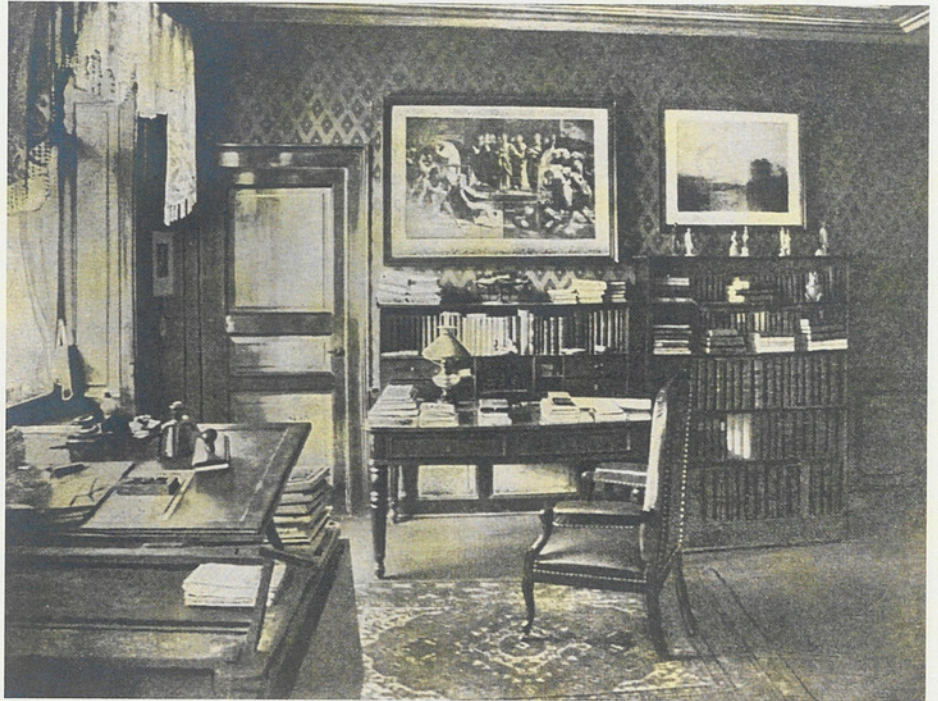
Als Marie Bluntschli (1856-1940), die Ehefrau des mit Keller befreundeten Architekturprofessors Alfred Friedrich Bluntschli, den Dichter am 12. Oktober 1887 im Thaleck besuchte, kamen sie auf seine malerischen Anfänge zu sprechen. Keller hatte bis 1843 neun Jahre gebraucht, um nach angestrenzter Bemühung dem Beruf eines Landschaftsmalers allmählich zu entsagen. Er zeigte jetzt seiner verständnisvollen Verehrerin manche Zeichnungen aus jener Zeit, die er eingehend mit kritischen Bemerkungen erläuterte. Sie fragte ihn zuletzt, ob er, Dr. Keller, auch mit Wehmut an seine Malerzeit zurückdenke? O ja, es war ja doch verlorne Zeit; aber daß ich kein Maler geblieben bin, habe ich nie bedauert (Bluntschli 1940 S. 16).

Im Folgenden kommen sieben Prosawerke des Dichters essenziell durch zehn Textzitate von 1850 bis 1886 zur Kenntnis. Dazu wird er selbst mit zehn Porträts von 1842 bis 1889 vergegenwärtigt. Ausserdem betrachtet man das einzige Porträt von Mutter und Schwester und wirft einen Blick in das letzte Arbeitszimmer des Poeta doctus. Sein Auftritt beginnt ausserhalb der Szenenfolge mit pomphaftem Prolog: *HIER STETH HERR GOTTFRID KELLER*. Die hier vergrößerte Radierung von Johann Conrad Werdmüller (1819-1892), Bild 5,1 x 3,3 cm, veranschaulicht als erstes gesichertes, auf das Frühjahr 1841 datierbares Porträt von Gottfried Keller seine Ganzfigur – er mass vom Scheitel bis zur Sohle 162 cm – im bauschigen Radmantel mit Pelzkragen, unter der Schirmmütze des Malers das markante Profil, bebrillt und bärtig, einen Ritter von der Gemütlichkeit ohne Furcht und Tadel. Der Zweiundzwanzigjährige, damals in München, posiert unter mittelalterlicher Arkade, im Schriftband mit gotisierenden Majuskeln ausgezeichnet, in der Hand sein spanisches Rohr, das er im Jahr danach, beim Frühlingsfest im Wald von Grosshesselohe am 1. Mai 1842, verloren hat (Hegis Bericht um 1891, in Stähli 1985 S. 42-47). Das Adelswappen mit Bierfass verwandelte der Künstler später, im zweiten Zustand um 1855, in jenes mittelalterliche Malerwappen mit drei leeren Schilden, das einst Albrecht Dürer verliehen worden sein soll (dazu Keller 1990 S. 31). Beide Versionen in der Zentralbibliothek Zürich, GKN 302b und GKN 302.

Vom Arbeitszimmer des Dichters

Wenn ich auch keine gelehrte Erziehung genossen habe, so ersetzt mir die Schule eines bewegten Lebens dasjenige, was sich nicht nachholen lässt. Keller schrieb den letzten Satz seiner ersten selbstbiographischen Skizze im März 1847 für eine Veröffentlichung des Staatsarchivars Gerold Meyer von Knonau, doch wurde sie nicht verwendet und erst 1897 gedruckt. Man vernimmt einen Ton trotziger Selbstbehauptung des bald dreissigjährigen Lyrikers, der niemand war. Geschrieben vor dem Bildungsjahr 1848 in Heidelberg, offenbarte die Rückschau den Zweifel, ob ich wirklich zum Dichter geboren bin und dabei bleiben werde (SW 21 S. 5, 260, und HKKA 15 S. 400, 19 S. 525-528).

Keller lebte mit seiner Schwester seit anfangs Oktober 1882 in Hottingen im Haus Thaleck, das die Stadt Zürich 1941 erworben und 2009 restauriert hat (Zeltweg 27). Sie bewohnten sechs Zimmer im ersten Obergeschoss, wo nun eine Arztpraxis eingemietet ist. Der Schriftsteller Jakob Bosshart (1862-1924) beschrieb die Wohnung 1891, welche sich damals «noch fast im gleichen Zustand wie vor einem Jahre» befand (*Neues Winterthurer Tagblatt*, Nr. 163, 15. Juli 1891 S. 2-3). Das Eckzimmer über dem Hauseingang, den die Gedenktafel der Zunft Hottingen von 1898 markiert, war das Arbeitszimmer des Dichters. Hier schloss er die Redaktion der *Gesammelten Gedichte* ab und schrieb sein letztes Werk, den Roman *Martin Salander*. Die wohl nach Abschluss des Nachlassinventars (August 1890) aufgenommene Photographie zeigt eine posthum hergestellte Ordnung, die vor allem beim Klapp-Pult links zu künstlich anmutet (erstmalig reproduziert in: *Zürcher Monats-Chronik*, Nr. 50, 12. Dezember 1903 S. 403; Zentral-



Kellers letztes Arbeitszimmer am Zeltweg 27, Photographie 1890.

bibliothek Zürich, GKN 267). Man erkennt im Wandschmuck eine 1858 in London publizierte Photographie von Raffaels Karton zum Bildteppich *Tod des Ananias* (von Goethe in der *Italienischen Reise* beschrieben) und eine 1853 in München gedruckte Reproduktion von Rottmanns Gemälde *Bucht von Aulis*. Die beiden Bilder, der Schreibtisch mit Bücheraufsatz und das Klapp-Pult befinden sich nun im Gottfried-Keller-Zentrum Glattfelden (Weber 1990 S. 136).

Der Autodidakt war, nach den Ausführungen von Frey 1892 (S. 19-20) und Baechtold 1897 (Bd. 3 S. 297), ein hochgebildeter Dichter. Über und neben seinem Schreibtisch befanden sich griffbereit die Werke von Homer, Dante, Montaigne, Rabelais und Lessing, Goethe und Schiller mit ihrem Briefwechsel, die Bibel und das Nibelungenlied, Mommsens *Römische Geschichte*, Uhlands *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder*, Schulers *Thaten und Sitten*

der Eidgenossen. Die Schubladen und Schränke des Arbeitszimmers waren laut Nachlassinventar «mit Büchern angefüllt» (Villwock 1998 S. 108) und auf den Regalen im Balkonzimmer, in den hinteren Zimmern, auch auf dem Dachboden lagerten insgesamt über tausend Bände. Sie repräsentierten bei weitem nicht alles, was Keller in mehr als fünf Jahrzehnten gelesen, was alles bildend auf ihn gewirkt hatte. Nicht nur diese der Stadtbibliothek vermachte, in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrte Büchersammlung, die unter mehreren Signaturen aus verschiedenen Gründen unvollständig erhalten ist, auch die häufigen Anspielungen in seinen Werken und viele Briefstellen bezeugen, dass dem Schriftsteller die grossen Schöpfungen der europäischen Weltliteratur, Philosophie und Geschichtsschreibung vertraut, ihre Gestalten, Ideen und Fakten gegenwärtig waren.

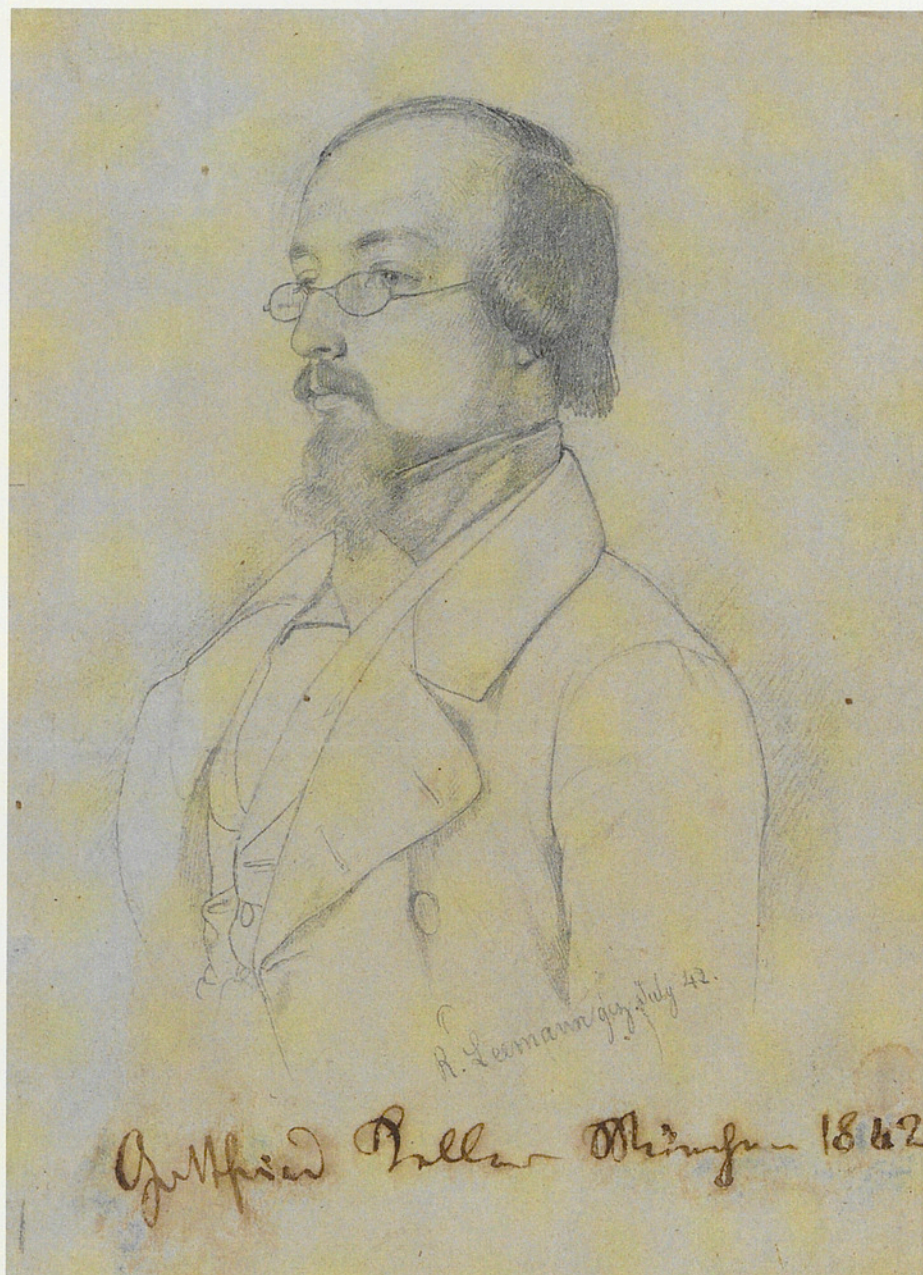
eine seltsame Stadt

Am jenseitigen Berge, der seinen sonnigen runden Abhang, dem Süden zugewendet, aus dem See erhebt, liegt die Stadt hingegossen, fast von seinem Scheitel bis in das Wasser herunter, daß ihr steinerner Fuß sich noch in die spülende Fluth hineintaucht. Vom diesseitigen Berge aber, welcher aus schroffen waldbewachsenen Felsen besteht, kann man in die Stadt hinein und hinüber schauen, wie in einen offenen Raritätenschrein, so daß die kleinen fernen Menschen, die in den steilen alten Gassen herumklimmen, sich kaum vor unserm Auge verbergen können, indem sie sich in ein Quergäßchen flüchten oder in einem Hause verschwinden. Es ist eine seltsame Stadt, mit einem altersgrauen Haupte und neuen glänzenden Füßen. Denn der Verkehr und das thätige Leben haben unten am Ufer, wo die befrachteten Schiffe ab- und zugehen, nichts Altes und Unbequemes gelassen und die Steinmasse fortwährend erneuert, während das Alter sich am Berge hinaufflüchtete, mitten an demselben, auf einem platten Vorsprunge in der kühlen byzantinischen Stadtkirche ausruhte und oben zuletzt auf der halbzerfallenen Burg stehen blieb. Seinen innigen Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Leben beweist es jedoch in den riesenhaften Burglinden, welche ewig grün ihre Aeste zu einem mächtigen Kranze verschlingen hoch über der Stadt, unmittelbar unter dem Himmel.

Der grüne Heinrich. Roman. Episoden aus dem Lebensweg und Bildungsgang eines Malers Heinrich Lee, eines Probanden mit selbstbiographischen Zügen, vier Bände mit 38 Kapiteln ohne Überschrift. Geplant seit 1843, Textfragment 1846, Titel 1847. Konzipiert in Heidelberg seit Sommer mit Niederschrift im Dezember 1849, in Berlin Exposé für den Verleger Eduard Vieweg vom 3. Mai 1850. Lieferung der Manuskripte zum 1.-3. Band von Januar 1850 bis Oktober 1853, zum 4. Band von Juli 1854 bis April 1855 (HKKA 19 S. 36). Gedruckt seit September 1850, erschienen in dieser Erstausgabe von 1000 Exemplaren (erste Fassung) im Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig Ende Dezember 1853 mit Vordatierung 1854 (1.-3. Band) und im Mai 1855 (4. Band). Die 742 Taler Honorar (2783 Franken) waren dem Autor 1850-1853 als Vorschuss bis auf 43 Taler schon zugeflossen. 1848-1852 hatte Keller mit vier Stipendien der Zürcher Regierung zur Förderung seines literarischen Talents 2900 Franken verbraucht, 1854 trafen weitere 2050 Franken von Zürcher Freunden ein, was insgesamt 1320 Taler Zuwendungen brachte (HKKA 19 S. 40, 42). Für die Heimreise von Berlin über Dresden erhielt er im November 1855 von der Mutter 630 Taler, rund 1100 Gulden oder 2362 Franken (GB 1 S. 134). Später bezog der Staatschreiber Keller von September 1861 bis Juli 1876 die Besoldung von 1750 Franken zuzüglich 45 % der gesetzlichen Sporteln (Verwaltungsgebühren), was nebst freier Wohnung (zu 700 Franken bewertet) ein Jahreseinkommen von 3000 bis 4000 Franken ergab, wodurch er zu den höchstbesoldeten kantonalen Beamten gehörte (Helfenstein 1973 S. 136).

Zitat aus dem 1. Band 1. Kapitel (geschrieben vor Ende Februar 1850) im Textstand von 1853 (HKKA 11 S. 18), bei der Umarbeitung des Romans für die *Neue Ausgabe* (dazu Seite 26) 1879 getilgt. Das Idealbild von Heinrichs Vaterstadt ist die Keimzelle der ersten Fassung. 1843 schilderte Keller im Tagebuch ein Städtlein, welches sich im Abendschein an den Berg lehnt. Man sieht von ferne in die steilen Gassen hinein. Danach entwarf er die *Mittelalterliche Stadt*, den unvollendeten Karton zum nie ausgeführten Gemälde, aus Erinnerungen der Kindertage und Münchner Reminiszenzen monumental komponiert (Zentralbibliothek Zürich, GKN 60). Seine Bildidee wird im Fragment von 1846 zum Textbeginn weiter ausgemalt, wobei der Dichter meint durch die Schornsteine hinab auf jeden Herd schauen zu können. Sie mutiert im Roman zum Raritätenschrein, worin die kleinen fernen Menschen, die in den steilen alten Gassen herumklimmen, sich kaum vor unserm Auge verbergen können. Dann findet man sie im 3. Band 4. Kapitel als Heinrichs Bildmotiv erwähnt, im 4. Band 7. Kapitel im Traum zu dessen Geburtsstadt verzaubert, im 8. Kapitel zur verkehrten Welt paraphrasiert und im 15. Kapitel in die goldene Abendstadt gesteigert. Die Zeichnung wird erst in der zweiten Fassung (1879/80) als Heinrichs merkwürdige Stadt verbal vollendet (3. Band 11. Kapitel), im Grafenschloss unter den gewesenen Kartonkompositionen als mittelalterliche Stadt zitiert (4. Band 10. Kapitel). So kam die letzte Bemühung des Malers im Werk des Dichters in mancher Brechung noch zu Ehren (alle Nachweise in Keller 1990).

Keller war in München, wo er sich von Mai 1840 bis November 1842 als Kunstmaler aufhielt, Mitglied des Kunstvereins, entwarf hochtrabende Bilder, vollendete wenig, schrieb gelegentlich für das Wochenblatt der Schweizergesellschaft von Studenten und Künstlern. Das 1842 datierte Gemälde *Heroische Landschaft*, sein Hauptwerk, in Zürich, Bern und Basel erfolglos ausgestellt, wurde 1920 von der Gottfried-Keller-Stiftung erworben und der Zentralbibliothek Zürich als Depositum übergeben (Weber 2005). Keller hatte der Mutter am 19. September 1841 angekündigt: Ein geschickter Maler, Leemann, malt mich jetzt aus Freundschaft (GB 1 S. 62). Das Porträt blieb ungemalt. Die Zeichnung bringt Kellers gepflegte Erscheinung, doch nichts von der Krise und Misere jener Tage zum Ausdruck. Der Aargauer Künstler verlebte in München von 1835 bis 1849 trotz des Talents und mancher Ausschweifungen eine glücklose Existenz. Der jüngere bekannte dem älteren Malerfreund aus dem Rückblick am 16. September 1845, er sehe in ihm die dunkle Gestalt, an die sich meine meisten Erinnerungen an eine graue, kummervolle Zeit knüpfen, an eine Zeit, wo ich Jugend und Leben beinah für verloren hielt (GB 1 S. 232). Im 3. Band des Romans *Der grüne Heinrich* erscheint Leemann in der Figur des Malers Lys als Heinrichs Dämon (Weber 1997 S. 90-96). Im Urteil des Kunsthistorikers, der Kellers bildkünstlerisches Werk erschlossen hat, hält in diesem Porträt *Lebenslust dem Ernst die Waage* (Schaffner 1942 S. 153). Tatsächlich erkennt man den Maler der *Heroischen Landschaft* gleichsam in der Aura des Widerspruchs ihrer peniblen Ausdrucksform zum genialen gedanklichen Aufschwung (Weber 1990 S. 75).



Gottfried Keller dreiundzwanzigjährig: Bleistiftzeichnung von Julius Rudolf Leemann (1812-1865), entstanden in München im Juli 1842, von Keller später Gottfried Keller München 1842 beschriftet, Blatt 14,6 x 10,6 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 305.

daß ich wahrscheinlich träume

Indessen ritt ich auf dem Goldfuchs weiter und befand mich unversehens mitten in dem Dorfe, darin der Oheim gewohnt. Ich erkannte es kaum wieder, da fast alle Häuser neu gebaut waren. Die Bewohner saßen alle hinter den hellen Fenstern um die Tische herum und aßen und niemand blickte auf die menschenleere Straße. Dessen war ich aber höchlich froh; denn erst jetzt entdeckte ich, daß ich auf meinem glänzenden Pferde in alten anbrüchigen Kleidern saß. Ich bestrebte mich daher, ferner ungesehen hinter das Haus des Oheims zu gelangen, das ich fast nicht finden konnte. Zuletzt erkannte ich es, wie es über und über mit Epheu bewachsen und außerdem von den alten Nußbäumen überhangen, so daß weder Stein noch Ziegel zu sehen war und nur hie und da ein handgroßes Stückchen Fensterscheibe durch das Grüne blinkte. Ich sah, daß sich etwas dahinter bewegte, konnte aber nichts Deutliches wahrnehmen. [...] Schwärme wildgewordener Bienen brausten auf der Blumenwildnis umher; im Bienenhause aber lag der alte Liebesbrief, den der Wind einst dahin getragen, verwittert und offen, ohne daß ihn die Jahre her jemand gefunden. Ich nahm ihn und wollte ihn einstecken, da wurde er mir aus der Hand gerissen, und als ich mich umsah, huschte Judith damit lachend hinter das Bienenhaus und küßte mich dabei durch die Luft, daß ich es auf meinem Munde fühlte. Der Kuß war aber eigentlich ein Stück Apfelkuchen, welches ich begierig aß. Da es jedoch den Hunger, den ich im Schläfe empfand, nicht stillte, überlegte ich, daß ich wahrscheinlich träume, und daß der Kuchen wohl von den Aepfeln herrühre, die ich einst küssend mit der Judith zusammen gegessen.

Der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausgabe in vier Bänden. 70 Kapitel mit Überschrift. Zweite Auflage, als tiefgreifende Umarbeitung der Erstausgabe von 1854/55 (dazu Seite 24) geplant bereits 1855; dazu entschlossen seit 1871, angekündigt 1875. Geschrieben von Dezember 1877 bis Juli 1878, Kapiteltitel bis Januar 1879. Lieferung des Druckmanuskripts zum 1. und 2. Band im Februar 1879, zum 3. Band 1.-8. Kapitel im Juli und 9.-15. Kapitel im September 1879, zum 4. Band im März und September 1880. Erschienen als *Neue Ausgabe* von 1200 Exemplaren (zweite Fassung) in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung von Ferdinand Weibert in Stuttgart im April/Mai 1879 (1. und 2. Band), im November 1879 (3. Band) und Oktober 1880 (4. Band). Honorar 6880 Mark (8600 Franken). Dritte Auflage, im November/Dezember 1883 stilistisch sowie orthographisch überarbeitet, erschienen bei Weibert Mitte 1884, Honorar 4000 Mark (5000 Franken). Der im März/April 1889 partiell revidierte Text der vierten Auflage für *Gottfried Keller's Gesammelte Werke* weist gegenüber der dritten rund 1270 Abweichungen auf (199 neue Druckfehler), worunter knapp 70 Textverbesserungen, und wie schon zuvor auch «relativ viele orthographische Unsicherheiten und Inkonsistenzen» (HKKA 20 S. 54-57). Für die *Neue Ausgabe* seines Romans in der zweiten und dritten Auflage erhielt Keller von Februar 1879 bis September 1880 mehr als das Doppelte, im November 1883 das Anderthalbfache dessen, was früher der Staatsschreiber eingenommen hatte (dazu Seite 24).

Zitat aus der zweiten Fassung, 4. Band 6. Kapitel *Heimatsträume* (geschrieben 1880) im Textstand von 1889 (HKKA 3 S. 195-106). Das Traumgeschehen, in der ersten Fassung 4. Band 7. Kapitel (1854) in der 3. Person Singular erzählt, wurde bei der Umarbeitung in Ich-Form gesetzt und gestrafft, stark verändert. Keller, der grosse Träumer, war auch ein Protokollführer seiner schöpferischen Traumwelt. Die Prosawerke sind mit unvergesslichen Traumbildern von innen erleuchtet, zumal mein Schicksalsbuch (so zu Theodor Storm, am 13. Juni 1880) mit Wunsch- und Angstträumen gesättigt. Im Zitat wird Heinrichs Liebesbrief für Anna, der im 2. Band 6. Kapitel auf dem Flößchen (der Glatt) zu der Felswand der Heidenstube an die Brust einer badenden Frau gelangte, welche niemand anders als Judith war, die ihn auffing, las und aufbewahrte (was Heinrich erst später erfuhr), mit einem weiteren für Anna, im 7. Kapitel als eines der verborgenen Geheimnisse ins Bienenhaus verweht, vom Träumer herbeigeseht, beide werden in eins verschmolzen und wieder von Judith behändigt. Worauf sich das Blatt via Luftkuss zu jenen drei Äpfeln verdichtet, die er im 3. Band 4. Kapitel mit ihr als Frucht von der seltensten Frische und Gewürzigkeit gekostet hat (Zitate HKKA 1 S. 285, 305, und 2 S. 42). So verwandelt sich der Wunschtraum assoziativ zum Hungertraum, ja man ist geneigt anzunehmen, dass der eigentliche Anlass der Träume der Hunger Heinrichs wäre. Allerdings ist diese Deutung eine geträumte, also ein Teil des Traumes selbst, und daher wohl eher vordergründig (Groddeck 2009 S. 238).

Gottfried Keller fünfunddreissigjährig: Pastellkreidezeichnung von Ludmilla Assing (1821-1880), von Keller bezeichnet Zeit bringt Rosen den 2ten Mai 1854. Gottfr. Keller. Aus dem Nachlass der Künstlerin, Blatt 28,7 x 23,3 cm, Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung, m 3770.

Der Dichter verbrachte in Berlin von April 1850 bis November 1855 die produktivsten Jahre seines Lebens, komponierte den Roman *Der grüne Heinrich*, schrieb die ersten fünf Erzählungen der *Leute von Seldwyla*, konzipierte die späteren Werke *Sieben Legenden* (1872) und *Das Sinngedicht* (1882). Ludmilla Assing, Varnhagens Nichte, nachmals emsige Schriftstellerin und Vorkämpferin der Frauenemanzipation, erkannte seine Bedeutung und hatte sich höllisch für mich erklärt (Keller an Hermann Hettner, 6. Mai 1854, GB 1 S. 396); er aber konnte ihre Gefühle nicht erwidern. Das mittellateinische Sprichwort «Tempus fert rosas» hatte er schon 1844 in einem Gedicht verwendet: Geduld, ihr Hoffnungslosen, Die ihr glaubt zu erliegen! Die Zeit, die Zeit bringt Rosen, Sie wird auch für uns siegen (HKKA 17.1 Nr. 170). Mit einem großen, duftigen Strauß von Rosen verkörpert Salomon Landolts Affe Cocco im glanzvollen Mittelstück der *Zürcher Novellen* (1878), *Der Landvogt von Greifensee*, die Zeit, die Rosen bringt (dazu Seite 9), indem er dessen fünf Rosen der Entsagung begrüsst, die der Galanthomme so schön und jung vor mir blühen sieht (HKKA 6 S. 225, 239). Schöner Zufall der Überlieferung, worin das einzige Porträt des Dichters im Zenith seiner Schöpferkraft von einer Frau stammt, so mit altem Sinnspruch von ihm beglaubigt.



Übrigens wird das wunderliche Buch überall günstig beurteilt und hat mir sogar in Berlin, wo es Hunderte von Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und nobeln Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft [...] obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein Lehrblätz in dieser Art. Keller über seinen Roman *Der grüne Heinrich* an Mutter und Schwester, 10. April 1854, GB 1 S. 121.

Übrigens bin ich in dem großen Berlin geachtet und komme in sehr anständige Häuser, und die Herren Zürcher werden mich wohl auch noch achten lernen, wenn ich schon bisher kein Geld hatte. Keller über sein literarisches Ansehen, eine gründliche Geltung im weiteren Publikum, und die Schulden in Zürich, wohin er nicht als ein Hudel heimkehren wollte, an Mutter und Schwester, 13. Juni 1854, GB 1 S. 123, 122.



Gottfried Keller etwa vierzigjährig: Photographie von Georg Adolf Grimminger (1802-1877), aufgenommen in Zürich um 1860, Bild 7 x 5 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 357a.

Nach Zürich zurückgekehrt, lebte Keller von Ende 1855 bis 1861 ohne festes Einkommen bei Mutter und Schwester, gelegentlich mit aktueller Festlyrik beschäftigt. Der Autor des *Grünen Heinrich* und der *Leute von Seldwyla* genoss die Anerkennung in den gesellschaftlich höheren Kreisen um Otto Wessendonck und um François Wille, verkehrte mit Richard Wagner und mit bedeutenden Professoren am Polytechnikum, wie Gottfried Semper, Friedrich Theodor Vischer und Jacob Burckhardt, schloss auch Freundschaften mit Rudolf Koller und Paul Heyse. Keller schrieb damals die Erzählung *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* (Erstdruck 1860) als erste der später fünfteiligen *Zürcher Novellen* (überarbeitet im 2. Band 1878) und publizierte mitunter polemische Zeitungsartikel zur Tagespolitik, zumal *Zürcher Korrespondenzen* im *Berner Bund* (1860/61), *Randglossen* im oppositionellen *Zürcher Intelligenzblatt* (März 1861), und einen kunstpolitischen Essay, die Festspielvision *Am Mythenstein* (April 1861). Am 14. September 1861 wurde der Poet und politische Publizist vom Regierungsrat des Kantons Zürich zum ersten Staatsschreiber mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, was im gleichen Verhältnisse gebilligt und getadelt wurde (wie er in der Selbstbiographie 1889 bemerkte, HKKA 15 S. 421). Der Stuttgarter Grimminger wirkte in Zürich als Lithograph von 1833 bis 1868. Auf einer 1845 datierten Zeichnung von Johannes Ruff figuriert er als Kommandant einer fünfköpfigen, von Keller als Trommler angeführten Künstlergruppe des Zürcher Freischarenzugs vom 31. März 1845 (Wysling 1990 S. 118).

die fromme Beghine

Sie stand aber wegen ihrer strengen Frömmigkeit und Eingezogenheit in großem Rufe und besonders bei der Geistlichkeit in hohem Ansehen, aber selbst die Pfaffen verkehrten lieber schriftlich mit ihr, als mündlich, und wenn sie beichtete, so schoß der Pfarrer jedesmal so schweißtriefend aus dem Beichtstuhl heraus, als ob er aus einem Backofen käme. So lebte die fromme Beghine, die keinen Spaß verstand, in tiefem Frieden und blieb ungeschoren. [...] So weiß und hell aber das Haus der Beghine nach der Straße zu aussah, so schwarz und räucherig, unheimlich und seltsam sah es von hinten aus, wo es jedoch fast gar nicht gesehen werden konnte, als von den Vögeln des Himmels und den Katzen auf den Dächern, weil es in eine dunkle Winkelei von himmelhohen Brandmauern ohne Fenster hinein gebaut war, wo nirgends ein menschliches Gesicht sich sehen ließ. Unter dem Dache dort hingen alte zerrissene Unterröcke, Körbe und Kräutersäcke, auf dem Dache wuchsen ordentliche Eibenbäumchen und Dornsträucher, und ein großer rußiger Schornstein ragte unheimlich in die Luft. Aus diesem Schornstein aber fuhr in der dunklen Nacht nicht selten eine Hexe auf ihrem Besen in die Höhe, jung und schön und splitternackt, wie Gott die Weiber geschaffen und der Teufel sie gern sieht. Wenn sie aus dem Schornstein fuhr, so schnupperte sie mit dem feinsten Näschen und mit lächelnden Kirschenschlippen in der frischen Nachtluft und fuhr in dem weißen Scheine ihres Leibes dahin, indes ihr langes rabenschwarzes Haar wie eine Nachtfahne hinter ihr herflatterte.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Erstausgabe: Sammlung von fünf Novellen über den Zwiespalt von Natur und Unnatur im fiktiven Schweizer Städtchen Seldwyla, teils gegenwärtig im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts, teils historisch in einer spätmittelalterlichen Vorzeit spielend, sprachlich vom romantischen Märchentum bis zur grimmigen Satire gespannt. Einleitung: Seldwyla bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort, gefolgt von *Pankraz, der Schmoller / Frau Regel Amrain und ihr Jüngster / Romeo und Julia auf dem Dorfe / Die drei gerechten Kammacher / Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen.* Erste Notizen 1847. Konzipiert seit 1851, Titel im Januar 1855, Druckmanuskript geschrieben von April bis Oktober 1855. Gedruckt seit Juli 1855, erschienen in 1000 Exemplaren im Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig im Januar 1856. Honorar 308 Taler (1155 Franken). Erweiterte Sammlung 1874 (dazu Seite 37). In den Jahren 1975-1980 entstand in Zürich die von Rolf Keller (1930-1993) entworfene kleinstädtische *Siedlung Seldwyla* als zukunftsweisendes Architektur- und Gesellschaftsmodell.

Zitat aus der fünften Erzählung *Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen* (geschrieben im September/Oktober 1855) im Textstand von 1889 (HKKA 4 S. 302-303). Zum Abschluss der Erstausgabe entfaltet Keller die Menschenkenntnis aus der Perspektive seines Lieblingstiers, des listigen spiegelglänzenden Katers, der zum Glück und Loskauf aus Gefangenschaft ein schönes Märchen vorzuspiegeln weiss. Die Habgier des dummen Stadthexenmeisters Pineiß wird durch die mit der Klugheit einer Eule vereinigten Hexenkünste der Beghine, einer apostolisch lebenden Ordensfrau, welche dreimal täglich zur Kirche geht, so unauflöslich in deren Bosheit eingebunden, dass dem gewitzten Spieglein kein Härchen mehr gekrümmt werden kann. Der Nachtausflug der nackten Hexe aus dem Kamin der scharfkantigen Beghine hat namhafte Maler und Illustratoren zu Paraphrasen animiert, unter diesen Walter Herzberg 1922, Otto Pless 1924, Helmut Knorr 1949, Victor Surbek 1955, Ruth Knorr 1972. Jene beiden aber haben die Szene zur vielfigurigen Darstellung gesteigert: Frank Buchser (1828-1890), mit Keller seit 1864 in Dufreundschaft verbunden, widmete ihm 1865 eine Photographie seiner gelinde lasziven Kreidezeichnung *Hexenritt*, in der auch die Eule und Spiegel auf dem Hexenbesen zum Brunnen reiten (Zentralbibliothek Zürich, GKN 449, Original im Kupferstichkabinett Basel). Albert Welti (1862-1912) signierte sein berühmtes Gemälde *Walpurgisnacht* 1897 mit einem entsetzten Selbstporträt als Pineiß, so die Grenzen der eigenen Hexenkünste auslotend (Gottfried-Keller-Stiftung, Kunsthaus Zürich, dazu Zeichnungen in Keller 1985 Abb. S. 43-56).

Vater, Mutter, Schwester

Der Vater Hans Rudolf Keller (3. Juli 1791 bis 12. August 1824) war der Sohn eines Küfers in Glattfelden; seine Vorfahren gehörten im Dorf zur Oberschicht, in ihrer Aszendenz standen die Ritter Lauffer, von Hofstetten, Brun. Er wurde Drechsler und verbrachte 1812-1816 die Gesellenjahre in Wien, heiratete 1817 in Glattfelden die Arzttochter Scheuchzer und wirkte fortan in Zürich. Von 1818 bis 1824 kamen sechs Kinder zur Welt. Der gebildete Handwerker verehrte Schiller, diente als Scharfschütze unter Oberst Salomon Landolt, trat politisch hervor, gehörte zu den Vorstehern der Armenschule, ein aufgeweckter und wohlmeinender Mann, wie der Sohn in seiner ersten Selbstbiographie 1847 festhielt (HKKA 15 S. 397). Als er mit dreiunddreissig Jahren an Lungenschwindsucht starb, war Gottfried fünfjährig; im Roman *Der grüne Heinrich* wurde er zur Idealgestalt verklärt.

Gottfrieds Mutter Anna Elisabeth Scheuchzer (9. Dezember 1787 bis 5. Februar 1864), von Zürich, Tochter des Chirurgen Johann Heinrich Scheuchzer (1751-1817) in Glattfelden, war die Schwester von dessen gleichnamigem Sohn und Arzt ebenda, Urenkelin eines Goldschmieds und mit zahlreichen regimentsfähigen Familien blutsverwandt. Zu den Ahnen gehörten im 16. Jahrhundert die Burgermeister Caspar Thomann, Georg Müller, Hans Rudolf Lavater und Marx Röist, im 14. Jahrhundert die Edeln von Landenberg-Greifensee. Sie heiratete dreissigjährig den jüngeren, doch welterfahrenen Drechslermeister, den sie nach sieben Ehejahren verlor. Von ihren sechs Kindern wurden zwischen 1822 und 1825 Regina Elisabeth, Anna Katharina, Anna Elisabeth und Johann Rudolf zu Grabe getragen; Gottfried und Regula überlebten. 1826 verband sich die

Witwe mit ihrem ersten Gesellen Hans Heinrich Wild (1797-1864) von Oberstrass, der sie nach kaum einem Jahr verliess, um sich in Sumiswald niederzulassen; die Ehe wurde 1833 getrennt, 1834 geschieden. Aus ihren Briefen an Gottfried spricht eine Mutter von strengem Charakter, nüchtern und sparsam, unerschütterlich um die Zuneigung des Verstockten werbend, eine Instanz von durchdringender Intelligenz, die ihn zeitlebens nach Kräften unterstützte, zurechtwies, mit ihm lebte und litt. Sie starb hochbetagt, sechsundsiebzigjährig, im Amtssitz des nun fünfundvierzigjährigen Staatschreibers. Seine unglückliche Verlobung zwei Jahre danach mit Luise Scheidegger (1843-1866) erlebte sie nicht mehr. Im Roman ist sie als Frau Elisabeth Lee, Pfarrerstochter, zur entsagenden und ewig sorgenvollen Mutter, die sich für ihren Sohn opfert, stilisiert.

Regula Keller (1. Mai 1822 bis 6. Oktober 1888), [an Haltung, Gang, Antlitz und Gebärden dem Dichter ähnlich \[...\]](#) war der Bruder [ohne seine hervorragenden Gaben, aber auch ohne seine Schwächen](#), wie Adolf Frey hervorhob (1892 S. 42, 44). Sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Schneiderin auf der Stör, Büglerin mit Lehrtöchtern, Verkäuferin in einem Schirmladen, führte zudem für die alternde Mutter den Haushalt und lebte nach deren Tod ganz für den Bruder, ohne für sich etwas zu fordern: unverheiratet und resolut eigensinnig, knauserig, beseelt von ihrer Ordnungsliebe. Sie wurde zunehmend kränklich und starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler (Keller an Marie von Frisch-Exner, 7. Juni 1889, Smidt 1981 S. 185). Von jenen qualvollen Tagen im Herbst 1888 ist aus dem Mund von Bertha Koller-Schlatter (1831-1906) ein Streiflicht überliefert: [Eines Tages traf](#)

ihn damals die Frau des Tiermalers Rudolf Koller, wie er mit einer umfänglichen Tüte aus einer Zuckerbäckerei heraustrat. «Aha», scherzte sie, «das bekommt gewiß eine schöne Dame!» «Nein!» erwiderte er, «das bekommt meine Schwester. Sie kann fast nichts mehr essen; und da habe ich gedacht, ich wolle es mit dem da probieren.» Sie [setzte hinzu, als sie mir das berichtete: «Die traurigen Augen vergeß ich nicht mehr, die er gemacht hat»](#) (Hedwig Bleuler-Waser: *Die Dichterschwester Regula Keller und Betsy Meyer*, Zürich 1919 S. 38).

In Kellers Brief an Mutter und Schwester vom 12. Juni 1852 aus Berlin steht ein Satz, worin von Ehre und Geduld die Rede ist, seit 1950 auf ihrer Gedenktafel vor dem Grabmal des Dichters im Friedhof Sihlfeld verewigt (hier kursiv): Ich hoffe noch [den] ein und anderen, der jetzt ein wichtiges Gesicht macht, und mich für einen Schlufi hält, der zu nichts kommt, zu überdauern. Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke daß du und Regula zugleich darunter leiden und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern *und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Antheil daran durch euere stille Geduld*. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren, und inzwischen bald schreiben, wie es jetzt geht, obgleich ich es mir ungefähr denken kann (Zentralbibliothek Zürich, Ms. GK 78 Nr. 39; in GB 1 S. 112, modernisiert). Abbildung in Walter Baumann: *Gang durch Zürich*, Bd. 4, Zürich 1990 S. 63.

Elisabeth und Regula Keller. Photographie von Hans Jakob Schneeбели (1830-1912), aufgenommen in Zürich um 1861/62, Bild 9 x 5,3 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 462.

Das Doppelbild von Mutter und Schwester steht wie ein Mahnmal über Kellers Leben; dunkel und ernst – und vor allem stumm (Wysling 1995 S. 24). Hans Jakob Schneeбели, ursprünglich Posamentier, praktizierte als Zürchs zweiter Photograph seit Mitte der 1850er-Jahre; er war ein gebildeter Autodidakt und Naturfreund, Musik- und Theaterliebhaber. Das einzige Porträt der beiden Frauen, welche Gottfried Keller umsorgten, dürfte um jene Zeit entstanden sein, als die drei schon die Amtswohnung des Staatsschreibers im Steinhaus bezogen hatten, mithin sein Haushaltsteam, endlich des Kummers enthoben, für so ein Staatsporträt posieren konnte. Die Mutter war damals nahezu fünfundsiebzigjährig, die Schwester gegen vierzig. Nach Elisabeth Kellers Tod 1864 trat Regula Keller an deren Stelle, um für den Bruder bis zu ihrem Tod 1888 als lebendes Gewissen da zu sein. Kellers Verehrer Wilhelm Petersen (1835-1900) hatte sie bei seinem zweiten Besuch im Mai 1877 auf dem Bürgli kennengelernt und fand in seinen *Erinnerungen an Gottfried Keller* 1893 auch für unsere stille Freundschaft ein schönes Wort: Das etwas scheue, verhaltene, verschämte Wesen täuschte mich nicht über die Güte und Freundlichkeit der Gesinnung, die aus ihren Augen strahlte (zitiert aus Smidt 1984 S. 344).





Gottfried Keller etwa fünfzigjährig: Photographie von Johannes Ganz (1821-1886), aufgenommen in Zürich um 1868/1870, Blatt beschnitten 19 x 16,1 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 311.

Der Lithograph Ganz von Bülach, seit 1843 in Zürich, wechselte 1859 zur Photographie und betrieb, nach Studien in München und Paris, an der Thorgasse ein Porträtatelier, wo um 1865 seine ersten Aufnahmen von Keller entstanden (GKN 313, 314; Weber 1995 S. 24, 49). 1867/68 erbaute Ferdinand Stadler für ihn das Haus zum Nordlicht an der Bahnhofstrasse 40, das erste Geschäftshaus am neuen Boulevard, wo sich Keller von ihm noch öfter photographieren liess. 1869 wurde der fünfzigjährige Staatsschreiber gegen seine Erwartung von der demokratischen Regierung im Amt bestätigt und von der akademischen Welt als Ehrendoktor gefeiert: damals entstand seine Freundschaft mit dem Wiener Juristen Adolf Exner (1841-1894), Ordinarius in Zürich 1868-1872. Am 16. September 1872 sandte Keller ein Exemplar dieser Photographie, die ihn günstig beleuchtet, an dessen Schwester Marie Exner (1844-1925) in Wien, mit Autograph Bildniß des frommen Jünglings aber ungerechten Kammachers Gottfr. Keller, dazu im Brief die Bemerkung Das Porträt endlich erklärt sich von selbst (Smidt 1981 S. 16, 21). Er meinte damit *Die drei gerechten Kammacher*, die vierte Erzählung der *Leute von Seldwyla* (1856), in ironisierender Anspielung auf jene selbstgerechten Gesellen, von denen er Abstand nahm, weil die verehrte Jungfer Marie (anderweitig schon heimlich verlobt) das Gegenteil einer Züs Bünzlin war. Der Staatsschreiber hatte sich für den Photographen in amtlicher Würde positioniert, auffallend gleich wie 1863 zum repräsentativen Gemälde von Conrad Hitz (Abbildung in Weber 1995 S. 22).

Gruß einer früheren Kultur

Es war dies nämlich die damals schon zur größten Seltenheit gewordene Harmonika von Glasglocken, welche an einer sich drehenden Walze klaviaturartig aufgereiht waren und mit den Fingerspitzen, aber durch Reibung, wie ein Klavier zum Tönen gebracht und gespielt wurden, das Instrument, auf welchem weiland die schöne Angelika Kaufmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte. [...] So wurde nun das Geräthe, ein klavierartiges Möbel, abgedeckt und es zeigte sich die in einander geschobene Glockenreihe, an welcher sich Rand an Rand legte, von der Größe einer Waschsüssel bis zu derjenigen eines kleinen Täßchens. Durch sachte Fußtritte drehte sich die Walze langsam unter der Serviette, mit welcher Schnyder die Glocken zart sorglich abrieb und vom letzten Hauche befreite. Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten. Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durch's offene Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige geheimnißvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio in's andere gingen, bis fast eine Stunde vorüber war. [...] Es war, dicht vor dem Sonderbundskriege und dem Jahr 1848, wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer früheren Kultur. (In HKKA 15 steht S. 281 wie im Erstdruck der Druckfehler Fäßchens für richtig Täßchens, so schon von Baechtold korrigiert.)

Gedichte von Schnyder von Wartensee. Nach dem Tode des Altmeisters gesammelt und herausgegeben von Müller von der Werra. Leipzig, bei J. J. Weber. 1869, Rezension (anonym) in: Neue Zürcher Zeitung, 23. und 25. Januar 1869. In Gottfried Keller's Nachgelassene Schriften und Dichtungen, hrsg. von Jakob Baechtold, Berlin 1893 S. 22-33, 338 (Zitate 23, 28, 30-33). Keller nahm die Besprechung der poetischen Blütenlese des Musikers zum Anlass, noch ein paar persönliche Erinnerungen mitzuteilen.

Franz Xaver Schnyder von Wartensee (1786-1868) aus Luzern, der bedeutendste Schweizer Komponist zwischen Klassik und Romantik, wirkte seit 1817 in Frankfurt am Main als Musikpädagoge und Interpret. Als er im Jahr zuvor bei Pestalozzi in Yverdon unterrichtete, machte ihn ein reisender Virtuose auf der Glasharmonika, Karl Schneider aus Gotha, mit diesem 1762 von Benjamin Franklin mechanisierten Instrument bekannt, dessen Klänge die Zeitgenossen in Erregung versetzten, und überliess es ihm zur Einübung, worauf beide gemeinsam öffentlich auftraten. Schneider starb um 1821; Schnyder konnte 1826 dessen Harmonika erwerben und konzertierte fortan als der letzte Meisterspieler, wohl mit jenen Stücken, welche Mozart, Beethoven und Weber, Cherubini, Berlioz und Donizetti dafür komponiert hatten, und improvisierte auch, wie mehrere bezeugt haben.

Keller hatte im Sommer 1846 das Honorar für die *Gedichte* (Seite 12) dazu benutzt, mit Schnyder und einem Dritten von Zürich über den Walensee zu verreisen, um einen Gang durch die Viamala zu thun, welche noch keiner von uns gesehen hatte. Schnyder besass bei Luzern seinen Sitz und außerdem

noch eine Wohnung in der Stadt. Nun befand sich Keller in einer schönen Mondnacht in Luzern auf dem Balkon des Gasthauses zur Waage, heute Hotel des Balances, dicht über der Reuß, mit ein paar Freunden meines Alters, bald setzte sich der sechzigjährige Musiker dazu und nahm den vielversprechenden Dichter beiseite, flüsterte mir in's Ohr, wir wollten einen Geniestreich machen (denn er nannte allerhand schalkhafte, aber harmlose Einfälle gern Geniestreiche), ich solle mit ihm nach seiner Stadtwohnung kommen, wo der Meister dann sein Instrument, das vielleicht zu dieser Stunde Niemand mehr spielt, für ihn allein erklingen liess. Halb Weltmann, halb Sonderling, stand Schnyder ihm zu jener Zeit, bevor er in Heidelberg und Berlin mit geistigen Grössen in Berührung kam, als ein massgebender Künstler vor Augen. So beleuchtete er, nach über zwanzig Jahren, das für ihn wesensfremde Naturell des imponierenden Mannes mit Sympathie, und mit seinem Scharfblick, wie er ihn als Literatur- und Kunstkritiker anwandte (HKKA 15 S. 274-281).



Gottfried Keller etwa einundfünfzigjährig: Photographie von Johannes Ganz (1821-1886), aufgenommen in Zürich um 1870, Bild 9,3 x 5,5 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 357e.

Keller war mit seinem Porträtphotographen Ganz meist nicht zufrieden und mit anderen generell ungnädig, obgleich ich kein guter Sitzler bin und immer zu trist und starr gerate, zumal die Photographen auch nichts können (an Wilhelm Petersen, 11. November 1879, Smidt 1984 S. 129). Der Backenbart erscheint hier gegenüber der vorigen Aufnahme schon stark ergraut. Damals begann sich an seiner Gestalt jene Vorstellung des alten Keller zu formen, die seit einer 1873 datierten Photographie von Johann Heinrich Gut (Seite 39) auch der Nachwelt immer deutlicher vorschweben sollte: der Sitzriese mit schwerem Haupt, dem «Dichterkopf», der seine Umgebung dominierte. So erschien Keller dem Kunstschriftsteller und Maler Friedrich Pecht (1814-1903) beim Ehepaar François und Eliza Wille auf ihrem Landgut Mariafeld (Meilen) im September 1878: *Klein und untersetzt von Statur, aber fest und breitbeinig auftretend, glich die nervige Gestalt mit den kurzen Beinen eigentlich nur einem etwas verkürzt ausgefallenen Gestell für den herrlich mächtigen Dichterkopf mit der hohen Jupiterstirne* (Friedrich Pecht: *Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen*, Bd. 2, München 1894 S. 320). Damals auch, in leutseliger Stimmung auf einem Zürichseedampfer, etwa mit Meyer an das Geländer gelehnt wie alte Freunde beisammen, und beide sprachen lebhaft, Gottfried Keller mit einem gewissen ruhigen, dunkelbärtigen Ernst, der ihm wohl zu Gesichte stand (Betsy Meyer: *Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer*, Leipzig 1903 S. 19).

um die Welt zu sehen

Trotz seiner Ehrerbietung wandte er aber kein Auge von der Schönheit der Beatrix, welche ihrerseits es ebenso hielt und den Kriegsmann nach wie vor anstaunte; denn das war ein beträchtliches Stück von der Welt, nach der sie sich schon lange im Stillen gesehnt hatte. Doch jählings schlug sie die Augen nieder und schämte sich. Endlich fragte sie der Ritter, welchen Weges sie zöge und ob er ihr in etwas dienen könne? Der volle Klang seiner Worte schreckte sie auf; sie sah ihn abermals an, und bethört von seinen Blicken gestand sie, daß sie dem Kloster entflohen sei, um die Welt zu sehen, daß sie sich aber schon fürchte und weder ein noch aus wisse. [...] Ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand ließ sie sich, immerhin ein wenig zitternd, auf das Pferd heben; der Ritter schwang sich nach und, die rotglühende Nonne vor sich, trabte er lustig durch Wälder und Auen. Zwei- oder dreihundert Pferdelängen weit hielt sie sich aufrecht und schaute unverwandt in die Weite, während sie ihre Hand gegen seine Brust stemmte. Bald aber lag ihr Gesicht an dieser Brust aufwärts gewendet und litt die Küssse, welche der reisige Herr darauf drückte; und abermals nach dreihundert Schritten erwiderte sie dieselben schon so eifrig, als ob sie niemals eine Klosterglocke geläutet hätte. Unter solchen Umständen sahen sie nichts vom Lande und vom Lichte, das sie durchzogen, und die Nonne, die sich erst nach der weiten Welt gesehnt, schloß jetzt ihre Augen vor derselben und beschränkte sich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf seinem Rücken forttragen konnte.

Sieben Legenden. Mit Vorwort und sieben kurzen Erzählungen über Liebe und Ehe und das Verhältnis von Diesseits und Jenseits, anhand einer von Ludwig Theoboul Kosegarten 1804 in Berlin veröffentlichten Sammlung von *Legenden* zyklisch ausgeformt, durch schöpferisches Weiterspinnen ironisch gebrochen, in einer unbestimmt antiken Epoche, in frühchristlicher Zeit und in mittelalterlichen Sphären spielend: *Eugenia / Die Jungfrau und der Teufel / Die Jungfrau als Ritter / Die Jungfrau und die Nonne / Der schlimm-heilige Vitalis / Dorotheas Blumenkörbchen / Das Tanzlegendchen.* Konzipiert 1851/52, erste Niederschrift 1857/58 mit späteren Korrekturen, seit Frühjahr 1871 überarbeitet, Druckmanuskript geschrieben von Oktober bis Dezember 1871, vollendet anfangs Februar 1872. Erste Auflage von 1200 Exemplaren erschienen in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung von Ferdinand Weibert in Stuttgart im März 1872. Honorar 350 Gulden = 600 Mark (750 Franken). Korrigierte zweite Auflage erschienen im Juni 1872, veränderte dritte Auflage im September 1883 mit 1884 vordatierem Titelblatt, vierte Auflage im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin im Februar 1888. Für diese späteren Auflagen erhielt Keller wiederum je 600 Mark, somit für alle vier insgesamt 2400 Mark (3000 Franken).

Zitat aus der vierten Erzählung *Die Jungfrau und die Nonne* (geschrieben 1857/58, vollendet vor 6. November 1871) im Textstand von 1889 (HKKA 7 S. 378-379). Kellers kürzestes Prosawerk ist eine tiefgründig spielerische Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wie das Vorwort bekannt gibt, in denen die einstmals kirchliche Fabulierkunst um die Gegensatzpaare von Weltfremdheit und Lebenslust, von irdischer und himmlischer Liebe kreist. Die dritte Marienlegende schildert, wie die junge entlaufene Nonne Beatrix, von grossem Liebreiz, bei Sonnenaufgang durch die Begegnung mit einem prachtvollen lachenden Ritter, namens Wonnebold, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, zur Natürlichkeit findet. Die Vereinigung in Minne, die eine ganze Tagereise dauert, vollzieht sich in drei bildkräftigen Sätzen von erlesener Eleganz, die alles umfassen, was man sich denken kann, ohne es offenzulegen: Auch Wonnebold, der Ritter, dachte kaum an seiner Väter Burg, bis die Türme derselben im Mondlicht vor ihm glänzten.



Gottfried Keller etwa dreiundfünfzigjährig: Photographie von Johannes Ganz (1821-1886), aufgenommen in Zürich um 1872, Bildoval 10,8 x 7,6 cm auf Blatt 14,9 x 8,7 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 366.

Adolf Frey fand sie 1892 (S. 9) «eine sehr schöne [...] die etwa 1871 aufgenommen sein mag» und reproduzierte sie 1893 als Frontispiz. Ihm selbst, der hier, obzwar ergraut, kraftvoll zielbewusst erscheint, gefiel sie nicht, weil ich in Zürich keine Photographie kann machen lassen, ohne daß sie mir das Genick und die Augen im Kopfe verdrehen und das Kommandowort: Jetzt still! erst rufen, wenn ich erstarrt und verzweifelt bin (an Paul Heyse, 18. März 1882, Stähli 1990 S. 183). Daher bevorzugte Keller 1881 für eine Reproduktion sein 1872 von Frank Buchser gemaltes Porträt (Abbildung in Weber 1995 S. 48), denn in diesem seien Kopfhaltung und Blick ungleich natürlicher und künstlerischer als alle Photographien, die schon von mir gemacht wurden (an Robert Leemann, 11. August 1881, GB 4 S. 219). Allerdings missfiel ihm das Resultat, Leemanns 1882 publizierte Radierung (Abbildung in Weber 1990 S. 115): der gute Kupferstecher konnte die Form nicht verstehen, wie er Heyse schrieb. Der Staatschreiber nahm im September 1872 nach elf Amtsjahren seinen ersten Urlaub und reiste mit dem befreundeten Archäologen Karl Dilthey nach München, wo er zwei Wochen lang Altes und Neues erkundete (Weber 2004 S. 232-233). In der Wiederbegegnung mit der Weltstadt seiner Jugend begann damals die Spätzeit des Poeta doctus, der noch vierzehn schöpferische Jahre vor sich hatte. Der Goldgrund, auf dem er in Böcklins Medaille zuletzt verewigt werden sollte, erscheint uns von Buchser ahnungsvoll vorausgemalt. Das kostbare Bild ist seit 1998 im Gottfried-Keller-Zentrum Glattfelden ausgestellt.

wie das böse Gewissen

Die Ruechensteiner waren nun nicht etwa eiserne, robuste und schreckhafte Gestalten, wie man aus ihren Neigungen hätte schließen können: sondern es war ein Schlag Leute von ganz gewöhnlichem, philisterhaftem Aussehen, mit runden Bäuchen und dünnen Beinen, nur daß sie durchweg lange gelbe Nasen zeigten, eben dieselben, mit denen sie sich gegenseitig das Jahr hindurch beschnarchten und anherrschten. Niemand hätte ihrem kümmer-spalterischen Leiblichen, wie es erschien, so derbe Nerven zuge-
traut, als zum Anschau'n der unaufhörlichen Hohnnotpeinlichkeit erforderlich waren. Allein sie hatten's in sich verborgen. [...] Zu ihren Hinrichtungen, Verbrennungen und Schwemmungen liebten sie ein windstilles, freundliches Wetter, daher an recht schönen Sommertagen immer etwas vorging. Der Wanderer im fernen Felde sah dann in dem grauen Felsennest nicht selten das Aufblitzen eines Richtschwertes, die Rauchsäule eines Scheiterhaufens, oder im Flusse wie das glänzende Springen eines Fisches, wenn etwa eine geschwemmte Hexe sich empor schnellte. Das Wort Gottes hätte ihnen übel geschmeckt ohne mindestens ein Liebespäpchen mit Strohkränzen vor dem Altar und ohne Verlesen geschärfter Sittenmandate. Sonstige Freuden, Festlichkeiten und Aufzüge gab es nicht, denn alles war verboten in unzähligen Mandaten. Man kann sich leicht denken, daß diese Stadt keine widerwärtigeren Nachbarn haben konnte, als die Leute von Seldwyla; auch saßen sie diesen hinter dem Walde im Nacken, wie das böse Gewissen.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen. Zweite vermehrte Auflage in vier Bänden. Zehnteilige, um fünf neue Seldwyler Novellen erweiterte Sammlung der Erstausgabe (dazu Seite 29), wiederum in Kellers Gegenwart und im späten 15. Jahrhundert spielend. Einleitung und revidierter Text von 1856 (zweite Novelle mit gekürztem Schluss). Danach neue Einleitung Seit die erste Hälfte dieser Erzählungen erschienen, gefolgt von *Kleider machen Leute / Der Schmied seines Glückes / Die mißbrauchten Liebesbriefe / Dietegen / Das verlorene Lachen*. Achte Novelle geschrieben vermutlich 1859/60 und nach Erstdruck in der *Deutschen Reichs-Zeitung* im Verlag Vieweg 1865 noch überarbeitet 1871-1873. Niederschriften der anderen vier neuen Novellen vor 1859, 1860/61 und 1865-1872, Druckmanuskripte geschrieben 1865 und 1872-1874. Erweiterte Sammlung in vier Bänden gedruckt seit Juni 1873, erschienen in 1200 Exemplaren in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung von Ferdinand Weibert in Stuttgart im Oktober und November 1873, 1.-3. Band mit 1874 vordatiertem Titelblatt, und im November 1874. Honorar 3200 Mark (4000 Franken), etwa entsprechend einem Jahreseinkommen des Staatsschreibers Keller. Einzeldruck der zweiten Novelle *Romeo und Julia auf dem Dorfe* von 1856, revidiert mit neuem Textanfang, erschienen als Miniaturausgabe in 1200 Exemplaren bei Weibert im November 1875 mit 1876 vordatiertem Titelblatt (Honorar 500 Franken). Weitere Auflagen der erweiterten Sammlung erschienen in zwei Bänden von je 3000 Exemplaren im Mai 1876 und September 1882 mit 1883 vordatiertem Titelblatt, bei Wilhelm Hertz in Berlin im April/Mai 1887.

Zitat aus der neunten Erzählung *Dietegen* (geschrieben 1860/61 und von Juli bis September 1873, zuletzt in Mondsee, Titel vor 20. Dezember 1873), erschienen 1874, im Textstand von 1889 (HKKA 5 S. 182-183). Keller brachte in seiner Amtszeit der sechziger und siebziger Jahre fünf weitere, teilweise schon ausgearbeitete Seldwyler Geschichten zutage, um die Entwicklung der aufstrebenden Limmatstadt zu vermehrter Hochstapelei und Gewinnsucht, ja kollektiver Dummheit durch eine kleine Nachernte sichtbar zu machen. Denn die Zürcher als die einst sonnigen Bewohner Seldwylas erschienen ihm, wie er im neuen Vorwort 1873 feststellte, einsilbiger und trockener geworden; sie lachen weniger als früher und finden fast keine Zeit mehr, auf Schwänke und Lustbarkeiten zu sinnen. Die Beleuchtung der Charaktere wurde grell, kontrastreich, plastisch; in *Das verlorene Lachen*, der umfangreichsten Erzählung, kam nun die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem ernsteren Kultur- und Gesellschaftsbilde zum Abschluss (Keller an Emil Kuh, 6. Dezember 1874, Smidt/Streitfeld 1988 S. 125). In *Dietegen*, einer Geschichte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, erscheinen die benachbarten Siedlungen, das goldene Seldwyla und das düstergraue Ruechenstein, als archaische Gegenbilder der sonst in mythischer Eintracht selbstgenügsamen Welt, die offensichtlich aus den Fugen gerät. Was auch in den Seldwylern schlummert, verkörpern die mürrischen Ruechensteiner mit Freude an Grausamkeit und Blutjustiz. Die zitierten Strohkränze sind jene bei entehrten Mädchen für den Verlust ihrer Jungfräulichkeit an Stelle vom Brautkranz aufgesetzten Schandzeichen.

und alles beseelt

Er wendete die Blicke furchtsam zur Seite, als ihm Fides, gedrängt von den Freunden, den Kranz auf den Kopf setzte. Als aber seine Hand genommen und in die ihre gelegt wurde und sie auf allgemeines Zureden endlich halb unwillig, halb lachend zu ihm sagte: Gott grüße meinen Gesellen! da regte er sich, wie ein Tierlein, das sich in der Angst totgestellt hat und nun allmählich wieder bewegt und munter wird. Er sah zu ihr auf, hielt ihre Hand mit beiden Händen fest und blickte in ihr Antlitz, ganz nahe, wie noch nie. Da sah er nun, was er doch schon so oft beschrieben, zum ersten Mal so recht deutlich ihren Mund, ihre Wängel rosenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiß, ihre weibliche Zucht und die Hände weißer als Schnee. Ja, alles war so und tausendmal schöner, ein Wunder neben dem andern! In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Verhältnisse, keine unbestimmten oder überflüssigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt, wenn auch noch so zart geprägt, wie in einem wohl vollendeten Metallguß, und alles beseelt von der eigensten, süßesten Persönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glückes zu harren schien, um zu erwachen. Alles um sich her vergessend, schaute Johannes, dieweil seine beiden Arme auf ihrem Schoße lagen, sie so selig und ganz verklärt an, daß unwiderstehlich ein Hauch des Glückes in ihre Seele hinüberzog und ein liebliches Lächeln auf ihre Lippen trat.

Zürcher Novellen. Fünf historische Erzählungen handeln von merkwürdigen Gestalten, merkwürdigen Charakteren und folgenreichen Wendezeiten in der Geschichte Zürichs vom 14. zum 19. Jahrhundert, die ersten drei mit Rahmengeschichte um 1829: *Hadlaub / Der Narr auf Manegg / Der Landvogt von Greifensee / Das Fähnlein der sieben Aufrechten / Ursula*. Erste Notizen 1857. Vierte Erzählung vom *Fähnlein* geschrieben von Februar bis Juni 1860, Erstdruck in *Berthold Auerbach's deutscher Volks-Kalender auf das Jahr 1861* (Leipzig) im September 1860. Honorar 150 Taler (563 Franken). Damals keimen Ideen für eine Reihe Zürchernovellen (HKKA 22 S. 23), konzipiert seit 1872, die ersten drei *Zürcher Novellen* mit Rahmen unter diesem Titel im Mai 1875 (HKKA 22 S. 28), Druckmanuskript geschrieben von Juli 1876 bis Februar 1877. Deren Vorabdruck in Julius Rodenbergs Zeitschrift *Deutsche Rundschau* in Berlin erschienen in fünf Folgen von November 1876 bis April 1877. Honorar 2400 Mark (3000 Franken). Umarbeitung für die Buchausgabe in zwei Bänden, mit der vierten Erzählung (verändert) und Abschluss durch die fünfte, geschrieben von Juli bis November 1877, erschienen in 1200 Exemplaren in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung von Ferdinand Weibert in Stuttgart im Dezember 1877, im Titelblatt 1878 vordatiert. Honorar wiederum 2400 Mark. Damit kam Keller im ersten Jahr nach dem Rücktritt vom Amt auf das gut Anderthalbfache seines vormaligen Jahres Einkommens. Vier weitere Auflagen erschienen im November 1878 und September 1882, bei Wilhelm Hertz in Berlin im Dezember 1885 und Herbst 1888.

Zitat aus der ersten Erzählung *Hadlaub* (geschrieben von August bis Oktober 1876, revidiert und erweitert 1877) im Textstand von 1889 (HKKA 6 S. 88-89). Diese handelt von Geschehnissen am Ausgang des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts; das Zusammenspiel historischer und fiktiver Personen bietet Geschichtskennern ein eigenes Vergnügen. So wird berichtet, wie Johannes Hadlaub, der Zürcher Epigone des hohen Minnesangs, dem die Kompilation der famosen Manessischen Liederhandschrift (Codex Palatinus Germanicus 848 der Universitätsbibliothek Heidelberg) zugeschrieben ist, im Lustsaal der Burg Manegg kniend vor der seltenreichen, minniglichen Fides von Wasserstolz, im Augenblick der Krönung mit einem Rosenkranz das lebendige Urbild erschaut. Zur Figurengruppe wurde der Dichter von Hadlaubs Autorporträt im Codex angeregt, das ihm durch die Reproduktion in Ludwig Ettmüllers Ausgabe *Joh. Hadloubes Gedichte* (1841) vor Augen stand: «ich lag vor ir als ein töt man», heisst es im zweiten Lied, das den folgenden Handbiss enthält. In Kenntnis all dessen gestaltete Ernst Stüchelberg 1883 für den Zürcher Stadtpräsidenten Melchior Römer, der 1878 Kellers Bürgerrechts-Urkunde veranlasst hatte, das farbenreiche Wandbild *Gastmahl auf Manegg*, welches jenen höchsten Augenblick als erfüllte Gegenwart zur Anschauung bringt (Weber 1995 S. 33-34, HKKA 22 S. 579-580). Demzufolge bildet Kellers Schilderung, im Übergang von der Imagination des hochmittelalterlichen Buchmalers zum nachschöpferischen Fresko des Historienmalers im Stil der italienischen Renaissance, ein intermediales Bindeglied zwischen Gotik und Naturalismus.

In seinem Nachlass finden sich dreizehn Exemplare, meist vignettierte Porträts; zwei sind von ihm rückseitig 1873 datiert. Am 18. Juni 1874 sandte er dem Literaturprofessor Emil Kuh in Wien, der für seine Schwester Kellers Porträt gewünscht hatte, ein Exemplar mit den besten Empfehlungen. Das Wahrzeichen dieses Bildnisses ist, daß, als ich zum Photographen beschieden war, unbewußt das alte zerrissene Halstuch noch um hatte, das ich morgens früh zuweilen trage, bis der Kaffee getrunken ist, und welches von dem Kerl mit photographiert wurde. So reist das arme alte Fähnchen, das wohl zwanzig Jahr alt ist, in seinen alten Tagen noch in alle Welt hinaus (Smidt/Streitfeld 1988 S. 112). Im September des Vorjahrs hatte Keller auf Einladung der Geschwister Exner eine zweiwöchige Reise nach Mondsee im Salzkammergut mit Rückreise über München unternommen. Im Juli 1874 besuchte er für drei Wochen Exners in Wien, wiederum mit Rückfahrt über München; Kuh befand sich damals nicht in Wien. In jenen Wintermonaten, von November 1873 bis März 1874, malte Keller für Marie Exner zwei besondere Landschaftsaquarelle, seine vollendetsten Bilder, symbolbehaftete Liebeserklärungen als Manifestation des Herzens (Weber 1990 S. 122-124).



Gottfried Keller vierundfünfzigjährig:
Photographie von Johann Heinrich Gut
(1843-1880), aufgenommen in Zürich
1873, Bild 17 x 12,4 cm, Zentralbiblio-
thek Zürich, GKN 316.

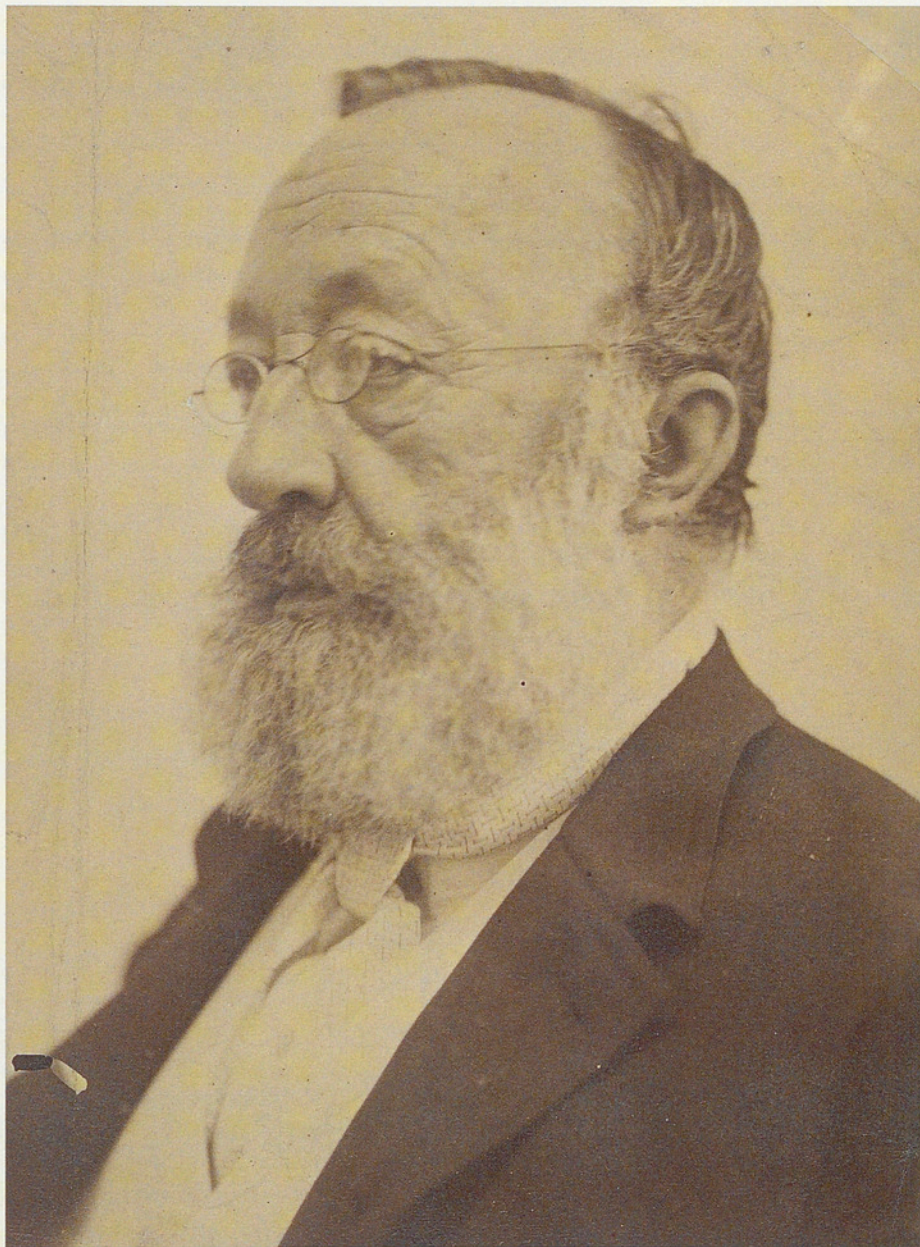
von der Abendsonne beleuchtet

So gelangte ich in ein enges abgeschiedenes Thal zwischen zwei grünen Berglehnen, wo es so still war, daß man die Luft in entfernten Baumwipfeln konnte säuseln hören. Auf einmal erkannte ich das Thal als zu der Heimatgegend gehörig, obgleich es so schlicht von Gestaltung war, daß es nirgends eine eigentümliche Form darbot, und kein menschliches Gebäude zeigte sich dem Auge. Ungefähr in der Mitte des Weges, der das Thälchen durchschnitt, warf ich mich an eine kleine begrünte Erdwelle und überließ mich der schmerzlichen Erinnerung an alles, was ich schon gehofft und verloren, geirrt und verfehlt hatte. [...] Nach diesem mir nicht mehr neuen Seufzer ließ ich die Augen von ungefähr an der gegenüberliegenden Berghalde schweifen, an deren halber Höhe ein Felsband von grauer Nagelfluhe zu Tage trat. Ebenso von ungefähr sah ich eine leichte Gestalt von der gleichen grauen Farbe längs dem Felsbande hingleiten oder schweben, und da die Halde von der Abendsonne beleuchtet war, so sah man gleichzeitig auch den Schatten der Gestalt an der Wand mitgleiten. Ich wußte, daß ein schmaler Pfad dort das Felsgesimse entlang lief, und verfolgte mit den Augen die Erscheinung, die sich mit einem sichtlichen Rhythmus bewegte, der mich an ein irgendwo schon Gesehenes erinnerte. Als die Gestalt, die unverkennbar eine weibliche war, das Ende der Felswand erreicht hatte, wandte sie sich und kehrte denselben Weg wieder zurück; es sah aus, als ob der Geist des Berges aus dem Gestein herausgetreten wäre, um im Abendscheine auf- und abzuwandeln.

Der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausgabe in vier Bänden. 70 Kapitel mit Überschrift. Zweite Auflage erschienen in der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung von Ferdinand Weibert in Stuttgart 1879-1880 (dazu Seite 26). Die Erstausgabe von 1854/55 (dazu Seite 24) wurde für diese zweite Fassung des Romans tiefgreifend umgearbeitet, die Er-Darstellung des Erzählers chronologisch durchgehend in Ich-Form übergeführt, wobei die Rahmenstruktur entfiel. Heinrichs Jugendgeschichte, beginnend im 1. Band 1. Kapitel, endend im 3. Band 8. Kapitel, blieb im wesentlichen dieselbe bis auf die nächtliche Szene von Judiths Bad aus dem 3. Band 3. Kapitel (HKKA 12 S. 80-82), jetzt im 3. Band 6. Kapitel am Schluss getilgt. Weiteren Streichungen von Episoden der ersten Fassung und starken Kürzungen der auktorialen Reflexionen sowie zeitkritischen Kommentare stehen in der Fortsetzung bedeutungsvoll eingeschobene neue Figuren und Ereignisse gegenüber, im 3. Band Albertus Zwiehan (10. Kapitel), im 4. Band die Spinnengeschichte, das Flötenwunder, das Arbeitermädchen Hulda wie eine aufgehende Rose und Peter Gilgus, ein Apostel des Atheismus (2., 4., 5., 12. Kapitel. Zitate in HKKA 3 S. 92, 194), sowie der neue Romanschluss (14.-16. Kapitel) mit Heinrichs Glückswandel, dem Rückzug nach dem Tod der Mutter in die Verwaltung eines anspruchslosen und stillen Amtes, endlich der Wiederkehr Judiths als Stimme der Natur selbst (HKKA 3 S. 242, 161, 281). So gab Keller sein epochales ungefügtes Hauptwerk als *Neue Ausgabe* in einheitlicher autobiographischer Form und bedeutend gelichtet, wie er in seiner letzten Selbstbiographie 1889 urteilte (HKKA 15 S. 421), artistisch ziseliert aus der Hand.

Zitat aus der zweiten Fassung, 4. Band 18. Kapitel *Der Tisch Gottes* (geschrieben im Sommer 1880) im Textstand von 1889 (HKKA 3 S. 268-269). Die Distanz zwischen Dichter und Geschöpf war in zwanzig Lebensjahren gewachsen. Pechvogel nannte der Autor seinen Grünen Esel, als er 1871-1877 die Wiedergeburt des grünen Tropfes erwog, 1879 erklärte er ihn zum dämonischen Simpel, und noch 1881 bezeichnete er den Grünspecht unseligen Andenkens als Nichthelden (Martin Müller 2007 S. 145). So lässt er ihn, den er einst hat sterben lassen, zum Schluss weiterleben, die entschwundene Judith kehrt geläutert zurück und wird verjüngt, zählt jetzt 36, Heinrich 28 Jahre (Morgenthaler, in Groddeck 2009 S. 27-28). Sie tritt schwebend aus grauer Nagelfluhe zu Tage, mit ihrem Schatten der belebte Geist des Berges als Verkörperung der Natur: «Judith wird zu einer Magna Mater» – so wie sie in der Badepisode der ersten Fassung dem Wasser als Aphrodite entstiegen war, «die Identität geht bis in einzelne Worte» (Hans Schumacher: *Ein Gang durch den Grünen Heinrich*, Kilchberg 1974 S. 143, 132). Jene Versteinierung zum über lebensgroßen alten Marmorbilde wird aus Gründen der Komposition aufgegeben (Dominik Müller, in Morgenthaler 2007, S. 44), da der unkonventionell geschlossene Bund der beiden jetzt eine Perspektive andeutet, in der das Heilige in seiner ursprünglich heidnischen Form, die in der Logik des Romans der Entstellung durch die Kirche entgangen ist, innerweltlich wiederkehrt (Amrein, in Groddeck 2009, S. 132).

Stauffer hatte Lydia Welti im Juli 1886 weiss in weiss porträtiert (Gemälde im Kunsthaus Zürich), dabei mit Photographien gearbeitet, die er in einer improvisierten Dunkelkammer entwickeln konnte. Von ihr liess der Dichter sich bere- den, auch für den Maler zu sitzen, denn Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radie- rung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von al- len Seiten zu machen, um den Ge- genstand sich von allen Seiten einzuprägen (Keller an Maria Knopf, Pfingsten 1889, GB 2 S. 447). Dieses Porträt mit Kellers Brustbild in Frontalansicht blieb unvollendet (Gemälde im Kunst- haus Zürich). Keller war nach Con- rad Ferdinand Meyer und Adolph Menzel, beide von Stauffer 1885 radiert, der Dritte im Bunde ver- ewigter Zeitgenossen; nach ihm wurde noch Gustav Freytag 1886 gemalt und 1887 radiert. Im Ja- nuar 1887 schuf der Maler seine berühmte Radierung mit sitzender Ganzfigur von Keller in der Er- schöpfung auf dem Armensünder- stuhl, wie dieser 1889 für Maria Knopf sarkastisch erläuterte (eben- da). Auf dem sonderbaren Blatt fi- gurierte ursprünglich nach dieser Aufnahme im Dreiviertelprofil eine später getilgte Kopfstudie im Ge- gensinn als Nebenbild (Weber 1995 S. 72-73).



Gottfried Keller siebenundsechzigjäh- rig: Photographie von Karl Stauffer- Bern (1857-1891), aufgenommen in Enge im August 1886, im Gewächs- haus des Belvoirguts von Lydia Welti- Escher (1858-1891), Bild 15,6 x 11,5 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 318c.

Herrlichkeiten, die nicht da waren

Später begab er sich wieder weg, um zu Tische zu gehen, und da es zu regnen begann, versah er seine Füße mit Gummischuhen. Daher war sein Schritt unhörbar, als er nach einigen Stunden zurückkehrte und ins Zimmer trat. Unter der geöffneten Thür stehend sah er die Frau auf dem Stuhle vor dem Nelkenstocke sitzen, einen Staubwedel in der Hand. Sie lehnte müde zurück und war eingeschlafen, die Hände auf dem Wedel im Schoße. Leise schloß er die Thüre und schlich nach dem Sofa, von wo aus er mit verschränkten Armen die schlafende Frau aufmerksam betrachtete. Man konnte nicht sagen, daß es gerade ein ausdrücklicher Gram war, der auf dem Gesichte lagerte; es glich so zu sagen mehr einer Abwesenheit jeder Lebensfreude und jeder Hoffnung, einer Versammlung vieler Herrlichkeiten, die nicht da waren. Einzig an den geschlossenen Wimpern schienen zwei Thränen zu trocknen, aber ohne Weichmut, wie ein paar achtlos verlorene Perlen. Desto weichmütiger wurde Brandolf von dem Anblick; je länger er hinsah, um so enger schloß er ihn ans Herz; er wünschte dies unbekannte Unglück sein nennen zu dürfen, wie wenn es der schönste blühende Apfelzweig gewesen wäre oder irgend ein anderes Kleinod. Er hatte sein Leben lang etwas Närrisches an sich und soll es jetzt noch haben, insofern man das närrisch nennen kann, was einem nicht jeder nachthut.

Das Sinngedicht. Novellen. Kunstvoll komponierter Zyklus in 13 Kapiteln mit Rahmenhandlung, um 1855 spielend, zwölf erzählte Liebesgeschichten umfassend, sieben von den Protagonisten Ludwig Reinhart und Lucie erlebte, dazu fünf aus fremder Quelle, die alle um die Zufälligkeiten, Sein und Schein in den Verhältnissen von Mann und Frau kreisen. Geplant 1851 unter dem Titel *Galathea. Erzählungen*, erste Niederschrift 1853, weitere Notate 1860 und 1877/78, dann unter dem Titel *Das Sinngedicht* konzipiert, Druckmanuskript geschrieben von September 1880 bis April 1881. Vorabdruck in Julius Rodenbergs Zeitschrift *Deutsche Rundschau* in Berlin, fünf Folgen von Januar bis Mai 1881. Honorar 5000 Mark (6250 Franken). Die überarbeitete Buchausgabe in zwei gleichzeitigen Auflagen von 1500 und 1000 Exemplaren publizierte der Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin im November 1881 mit 1882 vordatierem Titelblatt. Honorar 3750 Mark (4687 Franken). Drei weitere Auflagen von je 1250 Exemplaren erschienen im Februar 1882, April 1884 und November 1887. Aus den drei ersten Buchausgaben von 3750 Exemplaren resultierte für den Autor im September 1881 und Februar 1882 das Einkommen von 5625 Mark (7031 Franken, HKKA 23.1 S. 61), das Doppelte seiner jährlichen vormaligen Beamtenbezüge: ich verdiene, ohne eigentlich viel zu tun, doppelt so viel Barschaft, als ich als Staatsschreiber einnahm (an Adolf Exner, 29. Dezember 1882, Smidt 1981 S. 160).

Zitat aus der Erzählung *Die arme Baronin* im 9. Kapitel (geschrieben von Dezember 1880 bis Ende Januar 1881, im Sommer verändert) im Textstand von 1889 (HKKA 7 S. 142). Ein Zweizeiler des Barockdichters Friedrich von Logau aus dessen *Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend* (1654) liegt allem Geschehen als Leitmotiv zugrunde. Da soll man eine weiße Galathee küssen, dass diese (gemäss Ramler/Lessing 1759) errötend (bei Logau «errödet») lachen wird. Errötend lachen heisst, zum Leben und Geist erweckt sich des Daseins freuen, so wie Galathea, die milchweisse Meernymphe, sich einst als liebesfähig erlebt hatte. Weiss und Rot spielen ihre Rolle. Die Baronin Hedwig von Lohausen und Brandolf tragen metaphorische Namen, die Glut verheissen. Wie zum Prolog zuckt beinah' ein kleiner Schimmer von Heiterkeit über Hedwigs verschlossenes Gesicht von einer fast durchsichtigen weißen Farbe. Später bemerkt Brandolf auf diesem zwei Tränen, die wie ein paar achtlos verlorene Perlen aus der Starrheit kommen. Und dann bringt er der Neubelebten einige zartgefärbte junge Rosen, so verbreitete sich ein schwacher rötlicher Schimmer, gleich demjenigen auf den Rosen, über die blassen Wangen, und auch ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln. Endlich erschaut man die Verwandelte im Anbruch der Liebe von den niederhängenden Aesten der weiß blühenden Aepfelbäume geschützt, ihre Hochzeit fällt in den bacchischen Tumult des Herbstes, der die helle Liebesfreude, die in ihr blühte, offenbart (Zitate HKKA 7 S. 138, 139, 142, 153, 154, 164, 165).

Stauffers fünf Aufnahmen sind die letzten Porträtphotographien des Dichters, Bilddokumente von grosser Ausdruckskraft. Vier wurden 1907 aus dem Nachlass von Eduard Stauffer, dem Bruder des Künstlers, der Stadtbibliothek Zürich übergeben. Dieses Momentbild, das einzige ohne Brille, ist auch – von einer frühen Aufnahme von Grimminger um 1860 (GKN 310, Weber 1995 S. 49) abgesehen – das einzige, worin der gealterte Meister, frontal zum Betrachter gewendet, wachsam und nachdenklich in die Kamera blickt. Keller war zeitlebens kurzsichtig, in den späten Jahren zudem alterssichtig (Weber 1995 S. 47). Seine schlichte Präsenz im tiefen Ledersessel der Lydia Welti fand er offenbar wirklichkeitstreu. Wie er am 7. Februar 1887 dem Photographen Rudolf Ganz (1848-1928) mitteilte, hatte damals der vorzügliche Maler Stauffer in Berlin, der mich letzten Sommer gemalt, soeben vor, eine Radierung nach dieser sehr guten Studie anzufertigen, die er expreß dazu machte (GB 4 S. 309). Stauffers Versuch, ein radiertes Kopf en face mit Brille, blieb unvollendet (Schaffner 1942 Abb. 90). Horst Janssen (1929-1995) skizzierte am 3. Dezember 1984 nach dieser berührenden Photographie ein geniales Keller-Porträt mit zwei stark unterschiedlichen Augen, eines im Ansprung, das andere verschattet (Weber 2009 S. 15).



Gottfried Keller siebenundsechzigjährig: Photographie von Karl Stauffer-Bern (1857-1891), aufgenommen in Enge im August 1886, im Gewächshaus des Belvoirguts von Lydia Welti-Escher (1858-1891), Bild 16,4 x 11,3 cm, Zentralbibliothek Zürich, GKN 318b.

brach die frühe Herbsdämmerung an

Auf dem Zeisighofe war es an diesem Tage noch stiller als gewöhnlich. Jakob Weidelich suchte sich in seiner unverdrossenen Arbeit zu verbergen, bald im Stall, bald in den hintersten Winkeln seiner Gärten, bald in den Vorratsräumen. Ab und zu sah er nach der Frau, die sich soweit hatte erholen können, daß sie zeitweise das Bett zu verlassen und sich im Krankensessel aufzuhalten vermochte. Mit Mühe hatte der Mann ihr alle Nachrichten vom Fortgang der traurigen Geschichte verheimlicht; sie wußte weder vom Einbringen des entflohenen Julian etwas, noch vom heutigen Gerichtstage, und es sah aus, als ob ein glückliches Vergessen der Dinge ihrer starken Natur allmählich wieder aufhülfe. Am Nachmittage wurde es immer stiller. Nicht nur fast die ganze Nachbarschaft hatte die Neugierde in die Stadt hinuntergetrieben, auch Weidelichs Knechte waren von der Arbeit weggelaufen, um die Meistersöhne in ihrer Not sitzen zu sehen. Schon brach die frühe Herbsdämmerung an, und noch immer blieb es still, bis auf die Kühe im Stall, die nach der Tränke brüllten. Weidelich ging hin, sie an den Brunnen zu treiben; es war nicht mehr der alte mit dem Flintenrohr. Der hatte für den vergrößerten Wirtschaftsbetrieb nicht mehr genügt, weshalb Wasser hinzugekauft und ein steinerner Brunnen mit zwei starken Metallröhren erbaut worden. Die gefleckten Tiere drängten sich um die geräumige Schale und tranken mit Behagen das lautere Bergwasser. Jakob gönnte es ihnen und sah das Labsal rinnen mit jener schwermütigen Zerstreuung, welche den Gang der bittersten Stunde einen Augenblick aufhält.

Martin Salander. Roman. Gesellschaftskritische Darstellung moderner Emporkömmlinge in Münsterburg (Zürich), Unterlaub und Lindenberg, zur Baulust oder Wirtschaftskriminalität der Siebzigerjahre, 21 Kapitel ohne Überschrift. Geplant 1881, geschrieben vermutlich ab März 1885, Lieferungen des Druckmanuskripts von November 1885 bis August 1886 für den Vorabdruck in Julius Rodenbergs Zeitschrift *Deutsche Rundschau* in Berlin, sieben Folgen von Januar bis September 1886. Honorar 6000 Mark (7500 Franken). Ab August bis November 1886 revidiert und erweitert für die Buchausgabe, erschienen in fünf gleichzeitigen Auflagen von je 1000 Exemplaren im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin im November 1886. Honorar 9000 Mark (11250 Franken). Mit insgesamt 18750 Franken erzielte der Autor 1886 nahezu fünfmal mehr als der vormalige Staatsbeamte. Kellers Hauptwerk, *Der grüne Heinrich*, hatte dreissig Jahre zuvor den Ruhm des Dichters begründet. Im kalten Winter 1879/80 beheizte er die Wohnung auf dem Bürgli mit jenen 110 Restexemplaren vom 1.-3. Band der Erstausgabe, die er mit allen Rechten vom Verlag Vieweg für 625 Mark (781 Franken) erworben hatte (GB 3.2 S. 163-164, HKKA 19 S. 58-59): ich habe ein Dutzend Exemplare zurückbehalten: das übrige wandert sukzessive in den Ofen, gab er Wilhelm Petersen am 11. November 1879 zur Kenntnis (Smidt 1984 S. 128). Die letzte Schöpfung des Dichters, *ein Buch der Sorge und der Sorgen* (so Wysling 1990 S. 357), wurde dagegen sein erfolgreichstes Werk.

Zitat aus dem 18. Kapitel (geschrieben 1886) im Textstand von 1889 (HKKA 8 S. 322). Man befindet sich hier im Auge des Orkans, erlebt einen Augenblick des Innehaltens vor dem Einbruch der Katastrophe, wo dann auf der nächsten Seite das harte Gerichtsurteil über Isidor und Julian, die korrupten verlorenen Söhne Jakobs zur Sprache kommt, was auf der übernächsten den Tod ihrer vom Schlaganfall schon erschütterten Mutter Amalie zur Folge hat. Danach gibt Keller dem verwiterten Manne Weidelich, der einst ein schlichter Landwirt gewesen war, noch die Chance, bis zum Ende des Kapitels gebrochen weiterzuleben (Zitate HKKA 8 S. 320, 312, 327, 154). Das ist die Stelle, welche Hugo von Hofmannsthal 1906 (dazu Seite 48) zu schrankenloser Bewunderung hinreissen liess: wie der alte Mann erfährt, daß seine beiden Söhne – das sind zwei solche köstliche Schwindler, die Zwillingbrüder, die Notare und Defraudanten – zu je zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt sind, und wie er gleich darauf sich auf den Brunnenrand setzt und dem Vieh trinken zusieht, in der schwermütigen Zerstreuung, die den Gang der bittersten Lebensstunde einen Augenblick aufhält – wo bleibt da klein und groß, wenn man an einen solchen Zug denkt. Man fühlt nur: das ist's! Man fühlt: das ist mehr als eine Viehtränke, was ich da fließen und rauschen höre –, man fühlt: da bin ich jetzt und bin zugleich ganz wo anders; man sieht die Worte an, mit denen's gemacht ist, zwei Reihen toter schwarzer Buchstaben und begreift's kaum.

Es ist nach allem, was man vom Verhältnis zwischen Böcklin und Keller weiss, nicht bekannt, ob dieser für jenen Modell sass; dass es nicht der Fall war, kann dem Porträt entnommen werden. Der Künstler malte das Bild für sich zur Erinnerung, später nahm es im Bibliotheksaal seiner Villa Bellagio (unterhalb Fiesole bei Florenz) einen Ehrenplatz ein. Die Büste des Dichters thront in Untersicht auf einer vordergründig von goldgeränderten senkrechten blauen Streifen gegliederten weinroten Brüstung, wie in einem Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. Keller scheint erhobenen Hauptes als Vortragender, in der linken Hand ein offenes Buch haltend, vor schattengrünem Grund an einem Tisch zu sitzen; auf diesem steht eine Vase mit Blumen, die seine Gedichte symbolisieren. Die Physiognomie und ihr Unterbau sind in lockerer Pinselführung bloss untermalt und ohne aufdringliche Plastizität. Der Träumer schweigt, fernblickend nach innen gerichtet; viel Ungesagtes wird vergegenwärtigt. Es ist dies Kellers geheimnisvollstes Porträt, ein Denkmal der Totenstille, dem lebensgrossen, energisch monumentalisierten Kopf im Relief von Conrad Bührer 1884 (Titelbild) diametral entgegengesetzt. Was da unausgeführt blieb, ist an sich vollendet. Wovon das Bild schweigt, tritt beredt zutage, die inkommensurable Innenwelt des Dichters.



Gottfried Keller siebzigjährig: Gemälde von Arnold Böcklin (1827-1901), entstanden in Zürich 1889/90, Tempera auf Holz 81,5 x 56,5 cm, unvollendet, unten links *AB* monogrammiert. Aus dem Nachlass des Künstlers, von der Gottfried-Keller-Stiftung 1916 erworben (Inv. 521), Depositum im Kunsthhaus Zürich, Inv. 1196.

Anekdotisches über Gottfried Keller

Schon zu seinen Lebzeiten zirkulierten Geschichtchen, die Keller zu einem Original typisierten: Es gehört scheint's auch zur Literatur, daß man, in ein gewisses Alter getreten, zum Gegenstande schlechter Anekdoten promoviert wird (an Paul Heyse, 5. Januar 1886, Stähli 1990 S. 269-270). Eine solche präsentierte 1897 der Journalist Albert Fleiner (1859-1902): Einem befreundeten Arzte, der dem Dichter vermehrte Bewegung in frischer Luft anriet, erwiderte er einmal, er habe sich nun entschlossen, um mehr Bewegung sich zu geben, am Samstag jeweilen wieder ins Kaffeehaus zu gehen (in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 292, 21. Oktober 1897 Morgenbl. In Albert Fleiner: *Mit Arnold Böcklin*, Frauenfeld 1915 S. 61).

Das erhellende Beispiel, wie aus dem Werk gelöste Episoden, zur Biographie vermischt, eigenbedeutsam werden, bildet im Roman *Der grüne Heinrich* jene Begegnung von Heinrich Lee mit König Ludwig I. von Bayern (1786-1868), welche schon Otto Brahm 1882 als Kellers Erfindung im Anschluß übrigens an wirkliche Vorkommnisse bezeichnet hat (in: *Deutsche Rundschau*, Bd. 31 S. 431). Die erste Fassung schildert zwei Vorfälle bei Heinrichs Ankunft in der Hauptstadt (1. Band 3. Kapitel) und beim Festzug der Künstler (3. Band 6. Kapitel), in der *Neuen Ausgabe* sind beide wesentlich anders akzentuiert zusammengerafft (3. Band 13. Kapitel). Kellers Zusammentreffen mit dem schwerhörigen Staatsmann, dem bedeutendsten Kunstmäzen seiner Zeit, der auch Dichter war, muss in München 1840 stattgefunden haben.

Eine erste Version berichtete der Bibliothekar Emil Müller (1851-1901) nach den Erzählungen eines Freundes, der ihn dort kennen

lernte und ihm bis an sein Lebensende treu ergeben blieb, Johann Conrad Werdmüller (1819-1892), der 1841 Kellers Ganzfigur bedeutungsvoll porträtiert hatte: Daß er damals eine auffallende Erscheinung gewesen ist, beweist auch der Umstand, daß ihn der König Ludwig I. einmal ansprach, als er auf der Perusagasse spazierte, um das mittägliche Militärkonzert vor der Residenz anzuhören. Der König trat auf ihn zu und fragte in seiner kurzen Art: «Künstler?» «Ja, Majestät.» «Woher?» «Aus Zürich», worauf der König sich rasch umwandte und nichts weiter wissen wollte. Das ist der historische Kern der beiden Begegnungen des Grünen Heinrich mit dem Monarchen (in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 345 1. Blatt, 11. Dezember 1890). Kellers Porträt ist reproduziert auf Seite 22.

Die andere Version findet sich in Baechtolds Biographie, wohl aus der Erinnerung von Johann Salomon Hegi (1814-1896), der von 1837 bis 1843 in München gewirkt und seinen Freund 1840/41 zweimal porträtiert hatte (Seite 22): Im Lokale des Kunstvereins betrachtete er Bilder, als die Majestät mit einigen Herren erschien. Keller flüchtete von Zimmer zu Zimmer, bis im hintersten Winkel kein Ausweichen mehr möglich war. Hier vertiefte er sich anscheinend eifrigst in ein Gemälde. Der König nahte und jener trat ehrerbietig zurück. «Auch Künstler» fragte ihn derselbe. «Ja, Majestät,» antwortete er tapfer. Immerhin habe ihm das Herz mehr als gewöhnlich geklopft – meinte er abends zu den Freunden. Der anwesende Rudi Leemann hielt die Erzählung für Schwindel. Als sie jedoch am nächsten Vormittage zusammen in die Schwanthalerstraße einlenkten, stießen sie auf den König. Ludwig schritt an Keller vorbei und schlug ihm leicht

auf die Achsel mit den Worten: «Haben uns auch schon gesehen!» (so Baechtold Bd.1, 1894 S. 107-108). Die Schwanthalerstrasse hieß vor 1850 Lerchenstrasse, an der Keller von Februar 1841 bis März 1842 sein Zimmer hatte. Baechtolds Redaktion übernahm noch Emil Ermatinger 1950 fast wörtlich (S. 75-76), Walter Baumann aber unterdrückte sie 1987 in seinen purifizierten *Gottfried Keller Anekdoten*, wohl weil sie ihm «zu billig, um wahr zu sein» erschien (S. 6). Leemanns Porträt ist reproduziert auf Seite 25.

Anders verfuhr der Literat Adolf Vögtlin (1861-1947), mit Keller nicht persönlich bekannt, indem er 1914 in seiner populären Sammlung vereinigter *Gottfried Keller Anekdoten* dem Zitat aus Baechtold ein Schwänzchen als Replik anhängte, dabei den Rudi zum «Lehmann» fälschte: «Nun sieh mich an!» rief der kleine Keller, nachdem Ludwig außer Hörweite war, triumphierend Lehmann zu, «bin ich nicht jeder Zoll ein König?» (S. 91-92), das Ganze mit Appendix unter dem Titel *Zwei Könige*. So bezog der Anekdotist jenes «ay, every inch a king» aus Shakespeares *King Lear* auf diese meine geringfügige Gestalt, wie sie in der literarischen Gemeinde-stube in der Nähe der Thüre sitzt (in Kellers Selbstbiographie 1876) als Vorgriff auf die Selbsterkenntnis des Dichters. Anekdoten sind Erfindungen der Mit- und Nachwelt. Indem sie den Kern der geschichtlichen Persönlichkeit charakteristisch beleuchten, sind sie dennoch treffend. Sie bieten (in diesem Fall) eine Möglichkeit, mehr über Gottfried Keller zu wissen. Eine weitere, authentische Anekdote lenkt den Blick auf die Selbstachtung des Dichters, der schon bei Lebzeiten die Zudringlichkeit seiner künftigen Erklärer missbilligt (Seite 50).

Gottfried-Keller-Zentrum in Glattfelden

In Glattfelden, einem Bauerndorf im Zürcher Unterland, verlebte der junge Gottfried Keller bei seinen Verwandten die Sommerzeit, von 1832 alljährlich bis 1839, 1844 und 1845. Ein sattgrünes Wiesenthal umgab das Heimatdorf von damals 78 Wohnhäusern, wie im Jugendroman geschildert: Hier war überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück, reichlich, ungemessen, dazu Freiheit und Ueberfluß, Scherz und Wohlwollen (HKKA 1 S. 175, 190, 191). Am Grünheinrichweg 6 steht noch das Haus der 1835 verstorbenen Grossmutter Elisabeth Keller geb. Amberg. Das «Doktorhaus» von Johann Heinrich Scheuchzer d. J. (1786-1857), Arzt in Glattfelden, dem Onkel und Vormund, wurde 1956 abgebrochen, das Areal am vormaligen Mühlebach im 21. Jahrhundert überbaut. 1985 wurde das Gottfried-Keller-Zentrum bei der Kirche als kulturelle Begegnungsstätte eröffnet. Im Gebäude von 1526 ist eine umfassende *Ausstellung* über das Herkommen, den Lebensgang und die geistige Persönlichkeit des Dichters zu sehen. Seit 1995 führt eine Erlebnis-Wanderstrecke, als *Dichterweg* von 21 Tafeln mit Gedichten und Prosazitaten aus Kellers Werk gesäumt, vom Bahnhof über Schachen oder der Glatt entlang in das Dorf, auf den Laubberg (Ausblick nach Süden gegen die Alpen) und über das Paradiesgärtlein mit den Heidenhöhlen (dort Ausblick nach Nordosten auf das Rafzerfeld) zum Kraftwerk Rheinsfelden, weiter auf dem Rheinuferweg nach Kaiserstuhl. Die Wanderzeit beträgt insgesamt vier Stunden.



Gottfried-Keller-Zentrum
Gottfried-Keller-Strasse 8
8192 Glattfelden
S-Bahn Zürich S 5, S 22
Bahnhof SBB Glattfelden
Bus 540 nach Glattfelden Post
Zwei Gehminuten zum GKZ

Öffnungszeiten
Gottfried-Keller-Ausstellung
Eingang am Chilenweg
Samstag und Sonntag 14-16 Uhr
Sommerferien und Dezember
geschlossen

Öffnungszeiten
Galerie und Sonderausstellung
Vom Leben zum Werk
Eingang über das Restaurant
Gottfried-Keller-Stube
Dienstag bis Sonntag 10-20 Uhr
Montag geschlossen

Dichterweg
Bahnhof Glattfelden (S 5, S 22)
Post Glattfelden (Bus 540)
Bahnhof Zweidlen (S 41, Bus 540)
Bahnhof Kaiserstuhl (S 41, Bus 515)

Führungen
durch die *Gottfried-Keller-Ausstellung*
sowie auf dem *Dichterweg*
jederzeit möglich
Telefon 044 867 22 32
Stiftung Gottfried-Keller-Zentrum
8192 Glattfelden
www.gkz.ch

Echo der Nachwelt

Siebzehn Stimmen von Schriftstellern und Gelehrten, die im Lauf eines Jahrhunderts nach Gottfried Keller der Bedeutung dieses Autors gerecht wurden, bezeugen seine Grösse und Aktualität im deutschen Sprachbereich. Der Schweizer Nationaldichter nimmt, aus der Enge hervortretend, durch die besondere Qualität seiner Menschenkenntnis, die Redlichkeit und Sprachkunst einen weltliterarischen Rang ein. Jahreszahlen geben die Niederschrift an.

Theodor Fontane 1898

Mit Gottfr. Keller hätte ich gern Freundschaft geschlossen, denn er ist in meinen Augen der bedeutendste deutsche Erzähler, wie Storm der bedeutendste Liebeslyriker seit Goethe. Dennoch wäre, trotz besten Willens auf meiner Seite, wohl nie was daraus geworden; ich fürchte, daß ich ihm gründlich mißfallen hätte. Theodor Fontane (1819-1898): *Werke, Schriften und Briefe. Abt. IV. Briefe: Vierter Band 1890-1898*, hrsg. von Otto Drude und Helmuth Nürnberger, München 1982 S. 741 Nr. 858: Brief an Sigmund Schott (1852-1910) vom 17. August 1898.

Hugo von Hofmannsthal 1906

Wenn man sich in ihn hineingelesen hat, ist einem der Sinn geweckt für ganz unglaubliche Übergänge vom Lächerlichen ins Ergreifende, vom Patzigen, widerlich Albernem ins Wehmütige. Ich glaube, keiner hat wie er die Verlegenheit gemalt, in allen ihren Tönen, auch die ultravioletten, die man für gewöhnlich nicht zu sehen bekommt. Hugo von Hofmannsthal (1874-1929): *Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller*, in: *Die Zeit*, Jg. 5 Nr. 1325, Wien 3. Juni 1906, *Morgenbl.* S. 1. In Hofmannsthal: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*, Bd. 31, Frankfurt am Main 1991 S. 100.

Thomas Mann 1918

Mit dem größten Entzücken lese ich jetzt wieder Gottfried Keller. Ich kann nicht umhin, diesen deutschen Meisterstil als eine idealische Bestätigung meiner selbst zu empfinden! Thomas Mann (1857-1955): *Briefe an Otto Grautoff 1894-1901 und Ida Boy-Ed 1903-1928*, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt am Main 1975 S. 193: Brief an Ida Boy-Ed (1852-1929) vom 6. April 1918.

Carl Spitteler 1919

Seiner Wahrhaftigkeit verdankt es Keller, dass es gänzlich Unbedeutendes bei ihm nirgends gibt, dass jede Zeile von ihm lesbar ist. Carl Spitteler (1845-1924): *Gottfried Keller-Rede in Luzern*, Luzern 1919 S. 8.

Albin Zollinger 1922

Man schätzt Keller immer noch nicht hoch genug ein. Man zögert immer noch, ihn unter die größten Sterne der Weltliteratur zu rücken, Kammacher, Romeo und Julia etc. sind aber vom Stoff und vom «Aroma» Shakespeares, Calderons, Homers. Albin Zollinger (1895-1941): *Briefe*, hrsg. und kommentiert von Silvia Weimar, Zürich 1987 S. 57: Brief an Heinrich Moser (1857-1931) vom 7. März 1922.

Robert Walser 1927

[...] und vielleicht scheinen seine Erzählungen so spielend geschaffen und so reich mit Tragikomik ausgestattet, weil alles Runde, Kreisende des Lebens erdkugelförmig sich in ihm selbst manifestierte, weil er an dem, was sich ihm gab, wie im Traum schrieb, es wollend und zugleich verschmähend, es gutheißend und geringschätzend, alle seine geschriebenen Fröhlichkeiten aus der Entsagung herkamen, sich in der Ohnmacht zu etwas Mächtigem härteten. [...] Welchem Dichter beschiede das Schicksal nochmals so

viel Unglück und Schwierigkeiten und so viel Begabung, sich ihnen anzuschmiegen, wie ihm. Robert Walser (1878-1956): *Aus dem Bleistiftgebiet. Band 4: Mikrogramme aus den Jahren 1926-1927*, entziffert und hrsg. von Bernhard Echte und Werner Morlang, Frankfurt am Main 1990 S. 231, 232 (*Gottfried Keller*, geschrieben Mai-Juni 1927).

Walter Benjamin 1927

Die einzige Gestaltung seiner Prosa verdankt ja Keller gerade dem, daß kein anderer Deutscher seit Grimmelshausen so gut um die Ränder der Sprache Bescheid wußte, so frei das ursprünglichste Dialekt- und das späteste Fremdwort handhabt. Walter Benjamin (1892-1940): *Gottfried Keller. Zu einer kritischen Gesamtausgabe seiner Werke*, in: *Literarische Welt*, Jg. 3 Nr. 31, Berlin 5. August 1927 S. 2. In Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Bd. 2/1, Frankfurt am Main 1977 S. 290.

Fritz Buri 1945

Jasagen zum Dasein als einem beseligenden Geschenk, aber auch Jasagen zum Dasein mit seinen Schranken und Qualen, auch mit seiner Schuld, und in allem in «heiligem Schauer» die Nähe des letzten, unergründlich geheimnisvollen, göttlichen Grundes ahnen – das ist Kellersche Frömmigkeit. Fritz Buri (1907-1995): *Von Gottfried Keller zu Carl Spitteler*, in: *Carl Spitteler*, hrsg. von Friedrich Witz, Zürich 1945 S. 67.

Max Frisch 1947

[...] und ich lese die Briefe von Stifter, die Schumacher [Hans Schumacher (1910-1993)] mir geschenkt hat; aber die Begeisterung, die er mir in Aussicht stellte, will nicht recht – wenigstens bisher – es ist mir nicht ganz wohl dabei; sie führen mich kaum zu seinem Werk; die Keller-Briefe, die ich daraufhin wieder zur Hand

nahm, dünken mich soviel lauter, echter, uneitler und männlicher, bewundernswerter und labender, Max Frisch (1911-1991), Brief an das Künstlerehepaar Yoshida Früh-Blenk (1913-1996) und Eugen Früh (1914-1975) vom 17. Juli 1947, hrsg. von Werner Morlang, in: *Eugen Früh, Illustrierte Biographie. Freundschaft mit Max Frisch. Werke aus dem Nachlass*, [Zürich] 2004 S. 52.

Max Picard um 1950

Gottfried Keller: Die Welt ist nicht selbstverständlich da. Es wird mit schönen Resten eine *Nachwelt* aufgebaut. Nachwelt, die nach dem Tod der Welt postum geboren wurde. Aber die tote Welt stellt sich selber an dem schönen Grabstein dieser Welt ein, trauernd über ihren Tod, trauernd über das verlorene Leben, das sogar ihr Totes so vollkommen darstellt. Max Picard (1888-1965): *Fragmente aus dem Nachlaß 1920-1965*, Erlenbach 1978 S. 96.

Walter Muschg 1956

Die Natur ist ihm Mutter und Geliebte, ein mythisches Wesen, das ihn gleichzeitig beschützt und beseligt. [...] Er betet in erotischen Bildern zu dieser Gottheit. Ihre Freuden und Leiden sind seine eigenen, der Frühling bricht den harten Acker seines Herzens auf, der Sommer schenkt ihm den Rausch der Reife, die Herbststürme rauben ihm seine Blätterkrone, der Winter läßt ihn in Trauer und Tod erstarren. Gottfried Keller: *Ausgewählte Gedichte*, hrsg. von Walter Muschg (1898-1965), Bern 1956, *Vorwort* S. 19-20.

Ernst Bloch 1965

Sätze in guten Büchern können aber so schön sein, daß man fast nicht weiterrücken mag. Das ist bei Keller sehr oft der Fall, und die Sätze fesseln, weil sie unablässig bildern. Und diese Bilder, samt der Wortwahl zu ihren Gunsten, hal-

ten desto beglückender auf, als sie unerwartet sind, nämlich frisch wie ein erster Blick. Die ungewohnte alle verschmierende Übergangssprache ist weg, als gäbe es sie gar nicht. Ernst Bloch (1885-1977): *Literarische Gesamtausgabe*, Bd. 9, Frankfurt am Main 1965, *Über ein Gleichnis Kellers* S. 579.

Kurt Guggenheim 1965

Seine Genialität hat keine Schranke zwischen dem Adelstitel seines Dichtertums und uns aufgerichtet. Kurt Guggenheim (1896-1983): *Das Ende von Seldwyla*, Zürich 1965 S. 371.

Elias Canetti 1977

Hätte ich das Glück, im Jahr 2019 am Leben zu sein und die Ehre, zu seiner Zweihundert-Jahr-Feier in der Predigerkirche zu stehen und ihn mit einer Rede zu feiern, ich fände ganz andere Elogen für ihn, die selbst den unwissenden Hochmut eines Vierzehnjährigen bezwingen würden. Elias Canetti (1905-1994): *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*, München 1977 S. 236 (*Die Gottfried-Keller-Feier*, zum 19. Juli 1919).

Hans Wysling 1990

Das berückende Ineinanderspiel von Natur, Dichtung und Gesang, Scham und Freiheit, Wehmut und Glück, ist wohl das Höchste, was Kellers Kunst zuwege bringt. Im Augenblick überwältigten Seins läßt sie die ganze Natur und auch die ganze Literatur mitklingen, vom gärenden Most und den Bienen bis zum «Hohenlied» und dem Gesang der Musen. Sie führt dann zu Erschütterungen, wie sie höchstens von Goethe, Hölderlin und Mörike gespürt worden sind. Hans Wysling (1926-1995): *Gottfried Keller*, in: Jaeckle, Erwin / Stäuble, Eduard: *Grosse Schweizer und Schweizerinnen. Erbe als Auftrag. Hundert Porträts*, Stäfa 1990 S. 348.

Jean Rudolf von Salis 1991

Es geht dem Autor dieser Gedenkreihen bei seiner Betrachtung einer Ausnahmeerscheinung der literarischen Kunst wie immer, wenn er etwas Ungewöhnlichem begegnet: Man kann sie nicht ganz umkreisen, nicht fraglos ergründen. Ein Rest bleibt rätselhaft. Wenn ich aber Keller mit zwei großen Schriftstellern seiner Zeit, mit Flaubert und Fontane – die ich bewundere –, vergleiche, kommt mir der Verdacht, daß der im Leben bescheiden gebliebene Zürcher Dichter in seinen Werken mehr Phantasie, natürliches Talent, Reichtum der Erfindung, Farbigkeit der Schilderungen, Spontaneität der Formulierungen aufweist als jene großen Meister. Solches Urteil ist zweifellos subjektiv, weil Kunstgenuß und Kunstbetrachtung individuell sind. Aber ich erlaube mir, dazu zu stehen. Jean Rudolf von Salis (1901-1996): *Für Poeten ist die Schweiz ein Holzboden*, in: *Forum der Schriftsteller* 4 (1991) S. 14.

Walter Kempowski 1997-1999

Bewundernswürdig scheint mir sein beharrlicher Drang, alles gut zu machen, so die uns heute seltsam anmutende Idee, einen bereits eingeführten Roman, «Der grüne Heinrich», nach zwanzig Jahren noch einmal zu schreiben, weil die erste Fassung nicht gelungen zu sein schien. Walter Kempowski (1929-2007): *Umgang mit Grössen. Meine Lieblingsdichter – und andere*. Geschrieben 1997-1999, überarbeitet 2002, hrsg. von Karl Heinz Bittel, München 2011 S. 144.

Literaturauswahl

1889 erbat eine deutsche Zeitschrift vom Dichter zu seinem siebenzigsten Geburtstag ein Porträt und ein Autograph. Keller begründete seine Weigerung, wie von Adolf Frey überliefert (1892 S. 93-94): Da soll man wie ein wildes Thier vorgeführt werden und seine Sprünge und Tänze machen, und dann kommt ein Anderer mit dem Stecklein, stößt durchs Gitter und erklärt das Thier.

Die Literaturauswahl enthält Hinweise zu Werkausgaben, zur Keller-Bibliographie und zur verwendeten wissenschaftlichen Sekundärliteratur (vorwiegend neuere Forschungen zu Kellers Leben und Werk).

HKKA = Keller, Gottfried: *Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe*, hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler von Ursula Amrein, Thomas Binder, Karl Grob, Dominik Müller, Peter Stocker und Peter Villwock, *Einführungsband* 1996, 32 in 35 Bänden, Frankfurt am Main / Zürich 1997-2012.

DKV = Keller, Gottfried: *Sämtliche Werke*, hrsg. von Thomas Böning, Gerhard Kaiser, Kai Kauffmann, Dominik Müller, Bettina Schulte-Böning und Peter Villwock, 7 Bände, Frankfurt am Main 1985, 1989, 1991, 1995, 1996 (Bibliothek deutscher Klassiker; 3, 43, 46, 68, 125, 133, 137).

SW = Keller, Gottfried: *Sämtliche Werke*, bearb. auf Grund des Nachlasses von Jonas Fränkel (bis 1939) und Carl Helbling (seit 1942), 22 in 24 Bänden, Erlenbach 1926-1927, und Bern 1931-1949.

GB = Keller, Gottfried: *Gesammelte Briefe*, hrsg. von Carl Helbling, 4 in 5 Bänden, Bern 1950-1954. Weitere Nachweise zum Briefwechsel in Weber 1995 S. 77.

GKG = Gottfried Keller-Gesellschaft. *Reden*, in: *Jahresbericht* 1.1932 bis 62.1993; in: *Rede zum Herbstbott* 63.1994 bis 75.2006; in: *Mitteilungen der Gottfried Keller-Gesellschaft Zürich* 2008ff.

Zippermann, Charles: *Gottfried Keller Bibliographie 1844-1934*, Zürich 1935. Gerlach, Ulrich Henry: *Gottfried Keller Bibliographie*, Tübingen 2003. Verzeichnet Publikationen in Fortsetzung von Zippermann 1935 (vereinzelte Titel ab 1904) bis 2000.

Gottfried Keller-Bibliographie, in: GKG *Jahresbericht* 49.1981 bis *Mitteilungen* 2009. Ab 2010 elektronisch erfasst unter <http://www.zb.uzh.ch/profil/turicensia/gottfriedkeller/index.html.de>.

Amrein, Ursula (Hrsg.): *Keller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart (erscheint voraussichtlich 2014).

Amrein, Ursula / Dieterle, Regina (Hrsg.): *Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne*, Berlin 2008 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; 6).

Amrein, Ursula / Groddeck, Wolfram / Wagner, Karl: *Tradition als Provokation. Gottfried Keller und Robert Walser*, Zürich 2012.

Baechtold, Jakob: *Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher*, 3 Bände, Berlin 1894-1897.

Bluntschli, Marie: *Erinnerungen an Gottfried Keller*, Bern [1940].

Enderlin, Karl: *Das «Fähnlein der sieben Aufrechten» und die Zunft Hottingen*, in: *100 Jahre Zunft Hottingen (1897-1997)*, Egg 1996 S. 85-99.

Ermatinger, Emil: *Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben*, 3 Bände, Stuttgart 1915-1916: 5. bis 7. stark vermehrte Auflage 1924-1925. Band 1 in 8. neu bearb. Auflage unter dem Titel *Gottfrieds Kellers Leben*, Zürich 1950.

Estermann, Josef: *Die Kehrseite der Medaille – Gottfried Keller und sein Bild in der Zürcher Öffentlichkeit*, in: GKG *Rede zum Herbstbott 2000* (2001) S. 3-17.

Fleiner, Albert: *Arnold Böcklin-Feier in Zürich*, in: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 291-296, 20., 23. und 25. Oktober 1897; in Fleiner: *Mit Arnold Böcklin*, Frauenfeld 1915 S. 50-95 (*Gottfried Kellers Tafelrunde*).

Frey, Adolf: *Erinnerungen an Gottfried Keller*, Leipzig 1892; 2. erweiterte Auflage 1893; 3. erweiterte Auflage 1919; Neudruck, Zürich 1979.

Groddeck, Wolfram (Hrsg.): *Der grüne Heinrich. Gottfried Kellers Lebensbuch – neu gelesen*, Zürich 2009.

Guggenheim, Kurt: *Das Ende von Seldwyla. Ein Gottfried-Keller-Buch*, Zürich 1965.

Hahn, Hans-Joachim / Seja, Uwe (Hrsg.): *Gottfried Keller. Die Leute von Seldwyla: Kritische Studien – critical essays*, Oxford 2007.

Helfenstein, Ulrich: *Gottfried Keller (1819-1890)*, in: *Verwaltungspraxis* 27/5 (1973) S. 135-142. Beleuchtet den Staatsschreiber Keller.

Hohl, Ludwig: *Die Notizen oder von der unvoreiligen Versöhnung. Zweiter Band VII.-XII. Teil*, Zürich 1954, IX. Teil 39. Kapitel S. 311-324 (*Gottfried Keller*).

Hunziker, Fritz: *Glattfelden und Gottfried Kellers Grüner Heinrich*, Zürich 1911; erweiterter Neudruck hrsg. von Egon Wilhelm, Glattfelden 1990.

Jeziorkowski, Klaus (Hrsg.): *Gottfried Keller*, München 1969 (Dichter über ihre Dichtungen; [5]). – *Literarität und Historismus. Beobachtungen zu ihrer Erscheinungsform im 19. Jahrhundert am Beispiel Gottfried Kellers*, Heidelberg 1979 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 3.F.; 44).

Kaiser, Gerhard: *Gottfried Keller. Das gedichtete Leben*, Frankfurt am Main 1981. – *Gottfried Keller. Eine Einführung*, München 1985 (Artemis Einführungen; 19). Kommentierte Bibliographie S. 127-142.

Keller, Gottfried: *Traumbüchlein. Aufzeichnungen, Gedichte, Prosa. Mit Illustrationen von Albert Welti*, hrsg. von Martin Müller, Zürich 1985. – *Mittelalterliche Stadt*, hrsg. von Bruno Weber, Luzern 1990. – *Bettagsmandate*, Nachwort von Bruno Weber, Zollikon 2004 (Kranich-Druck; 117).

Kersten, Joachim (Hrsg.): *Der Gottfried-Keller-Rabe*, Zürich 2000 (Der Rabe, Magazin für jede Art von Literatur; 61).

Kittstein, Ulrich: *Gottfried Keller*, Stuttgart 2008 (Reclams Universal-Bibliothek; 17672).

Kranner, Eduard: *Gottfried Keller und die Geschwister Exner*, Basel 1960.

Laage, Karl Ernst (Hrsg.): *Theodor Storm – Gottfried Keller. Briefwechsel. Kritische Ausgabe*, Berlin 1992 (Storm-Briefwechsel; 13).

Meyer, Conrad Ferdinand – Keller, Gottfried: *Briefe 1871 bis 1889*, bearb. von Basil Rogger, Stefan Graber, Karl Werder und Hans Zeller, Bern 1998 (C. F. Meyers Briefwechsel, Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Hans Zeller; 1).

Morgenthaler, Walter: *Gottfried Kellers Verleger – in 20 unveröffentlichten Briefen*, in: *Geehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger*, hrsg. von Rätus

Impressum

Luck, Basel/Frankfurt am Main 1998 S. 115-145. – (Hrsg.): *Interpretationen: Gottfried Keller. Romane und Novellen*, Stuttgart 2007 (Reclams Universal-Bibliothek; 17533).

Müller, Dominik: *«Vom Malen erzählen», von Wilhelm Heineses «Ardinghello» bis Carl Hauptmanns «Einhart der Lächler»*, Göttingen 2009 S. 249-329 (Gottfried Keller «Der grüne Heinrich»).

Müller, Martin: *Gottfried Keller. Personenlexikon zu seinem Leben und Werk*, Zürich 2007.

Muschg, Adolf: *Gottfried Keller*, München 1977.

Niewöhner, Heinrich: *Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Stil. Grundbegriffe der Poetik und Ästhetik*, Frankfurt am Main / Bern 1991 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1; 1219) S. 11-17 *Vom Grubengrottschen des monadischen Daseins*. Zu Kellers *Abendlied*.

Otto, Ernst: *Vom Respite Finem eines Feuerbachianers: Gottfried Kellers «Abendlied»*, in: *Soziokulturelle Kontexte der Sprach- und Literaturentwicklung. Festschrift für Rudolf Große zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Sabine Heilmann (et al.), Stuttgart 1989 S. 451-463.

Ruppel, Richard Raymond: *Gottfried Keller and his critics. A case study in scholarly criticism*, Columbia 1998.

Sautermeister, Gert: *Gottfried Keller*, in: *Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hrsg. von Gunter E. Grimm und Frank Rainer Max, Stuttgart 1993 S. 473-486. – *Die Lyrik Gottfried Kellers. Exemplarische Interpretationen*, Berlin 2010 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 67).

Schaffner, Paul: *Gottfried Keller als Maler. Gottfried Keller-Bildnisse*, Zürich 1942.

Schrader, Hans-Jürgen: *Im Schraubstock moderner Marktmechanismen – Vom Druck Kellers und Meyers in Rodenbergs «Deutscher Rundschau»*, in: *GKG Rede zum Herbstbott 1993 (1994)* S. 3-38.

Schuhmacher, Klaus: *Gleiten, Spinnen, Treiben, Weben. Conrad Ferdinand Meyers letzte Begegnung mit Gottfried Keller, Frühjahr 1890*, in: *Bespiegelungskunst. Begegnungen auf den Seitenwegen der Literaturgeschichte*,

hrsg. von Georg Braungart (et al.), Tübingen 2004 S. 139-149.

Smidt, Irmgard (Hrsg.): *Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit. Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner*, Stäfa 1981. Dazu siehe Marlis Stähli 2008. – *Mein lieber Herr und bester Freund. Gottfried Keller im Briefwechsel mit Wilhelm Petersen*, Stäfa 1984.

Smidt, Irmgard / Streitfeld, Erwin (Hrsg.): *Gottfried Keller – Emil Kuh. Briefwechsel*, Stäfa 1988.

Stähli, Fridolin (Hrsg.): *«Du hast alles, was mir fehlt...» Gottfried Keller im Briefwechsel mit Paul Heyse*, Stäfa 1990.

Stähli, Marlis: *«Hochverehrungswürdiger Herr Staatsschreiber Gottfried Keller» – «Verehrteste Frau Profässerli»*. *Neuerwerbungen der Zentralbibliothek Zürich zum Keller-Nachlass*, in: *GKG Mitteilungen* 2008 S. 36-43.

Stocker, Peter: *Die Rezeption Gottfried Kellers als Nationaldichter in der Schweiz von 1919 bis 1940*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 2005 S. 131-157.

Utz, Peter: *Ausklang und Anklang – Robert Walsers literarische Annäherungen an Gottfried Keller*, in: *GKG Rede zum Herbstbott* 2001 (2002) S. 3-29.

Villwock, Peter: *Was stand in Gottfried Kellers Bibliothek?* in: *Text Kritische Beiträge* 4 (1998) S. 99-118.

Weber, Bruno: *Gottfried Keller Landschaftsmaler*, Zürich 1990. – *Gottfried Keller 1819-1890. Leben und Werk. Ausstellung in der Schweizerischen Kreditanstalt Zürich-Werdmühleplatz*, Zürich 1995 (*Ausgewählte Literatur* S. 75-80). – *Wer ist «jener Leonardo»? Einsichten aus Gottfried Kellers Librarium*, in: *Librarium* 40/2 (1997) S. 82-104. – *Ein Denkmal des Dichters. Entstehung und Werdegang von Gottfried Kellers Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich*, Zürich 2002. – *Gottfried Keller in München – Warum und was er dort zu tun hatte*, in: *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr* 2005 (2004) S. 201-271. – *Gottfried Kellers «Heroische Land-*

Zu Gottfried Keller
auf den alten grünen Pfaden
der Erinnerung

Herausgeber
Gottfried Keller-Gesellschaft
Zunft Hottingen

Konzept Text Bildauswahl
Bruno Weber

Satz Gestaltung
Susanna Walder

Reproduktionen
Zentralbibliothek Zürich

Druck
Zürcher Kantonalbank

Bezugsquelle
Zentralbibliothek Zürich
Graphische Sammlung
und Fotoarchiv
ISBN 978-3-299-00035-7

Zürich 2012

schaft» Das Gemälde und seine Geschichte, in: *Grüner Heinrich. Lebensläufe zwischen Scheitern und Erfolg. Johann Gottfried Steffan und die Schweizer Maler in München 1840 bis 1890*, hrsg. von Adrian Scherrer, Stäfa 2005 S. 134-146, Abb. S. 57. – *Gottfried Keller. Ausstellung im Gottfried-Keller-Zentrum Glattfelden*, 2. aktualisierte Auflage, Glattfelden 2009.

Wysling, Hans (Hrsg.): *Gottfried Keller. Elf Essays zu seinem Werk*, Zürich 1990. – (Hrsg.): *Gottfried Keller 1819-1890*, Zürich 1990. – *Gottfried Kellers Mutter*, Glattfelden/Zürich 1995.

Zäch, Alfred: *Gottfried Keller im Spiegel seiner Zeit. Urteile und Berichte von Zeitgenossen über den Menschen und Dichter*, Zürich 1952.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Denke daran, wenn man am gescheitesten
zu sein glaubt, so kommt man am ehesten als
ein Esel zum Vorschein!

Judith bringt Heinrichs Nachsinnen über Dummheit, Unrecht und Schuld
auf den Punkt. *Der grüne Heinrich* 3. Band, erste Fassung 3. Kapitel (1854),
Neue Ausgabe 6. Kapitel (1879).

Ich bin kein Löwe, sondern ein kleiner dicker Kerl,
der abends 9 Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht
zu Bette geht als alter Junggeselle.

Gottfried Keller an Emil Kuh, 28. Juli 1872.

Wünsche ruhsame Nacht, es ist gleich 10 Uhr,
und ich muß noch eins rauchen!

Gottfried Keller an Ulrich Meister, 13. Februar 1879.

Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle,
die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind;
aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer
leben, ohne die es keine echte Freude gibt?

Gottfried Keller an Wilhelm Petersen, 21. April 1881.

Gottfried Keller
strebt auf dem Zeltweg zu seiner Wohnung im Thaleck nach Hause.
Illustration von Roland Guignard (1917-2004)
aus der Anthologie von Martin Hürlimann:
Schweizer Humor, Zürich 1944 S. 196.

